

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 4.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. Januar 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

Die tolle Francesca.

Novelle von Wilhelm Berger.

(Schluß von S. 15.)

Nachdruck verboten.

Ich schiffte mich nach Rom ein. Es war eine wundervolle Fahrt, die ich genoß wie einer, der das Gefühl hat, wonnigen Erlebnissen entgegengetragen zu werden. Die Bernunft verhielt sich mäusestill. Zuweilen wunderte ich mich, daß es mir so ruhig, so sicher im Gemüte war. Nicht einmal das leise Beben der Ungeduld störte mich. So zog die Küste an mir vorüber, in des Morgens bläulichem Dämmer, in der rötlichen Glut der Abendsonne. Und nachts funkelten die Sterne auf mich herab, groß und verheißungsvoll.

In Civitavecchia landete ich. Weiter, mit der Bahn, nach Rom! Da war ich wieder. Als ob ich nur eben abwesend gewesen wäre, und ich hatte mich doch zwei volle Monate wie in der Fremde umhergetrieben.

Am nächsten Morgen in der Frühe ging ich zu der wohlbekanntem Gasse. Da mußte sich's entscheiden, was das Schicksal eigentlich mit mir vorhatte.

Zwei Treppen hoch wohnte die Witwe Ricocetti. Ich stieg hinauf; eine keifende Stimme schallte mir entgegen. Meine arme Francesca! Sie bekam Schelte, weil sie sich von einem meiner alten Freunde ohne Geld hatte abpeisen lassen!

Als ich eintrat, sah ich indessen, daß ich mich getäuscht hatte. Die Witwe Ricocetti verschwendete die Kraft ihrer

Lungen an ein kleines, häßliches, struppiges Ding von Mädchen, das in trotziger Haltung in der Nähe der Thüre stand. Sie hielt inne, sobald sie mich erblickte.

„Was ist dem Herrn gefällig?“

Das Weib war von gewöhnlichem Schlage, derb und starkknochig. Keine Spur von Aehnlichkeit mit der Tochter.

„Ich suche Francesca!“

„Ah, die Francesca! Poveretta! Die — ja, Signor — da müßt ihr anderswo suchen gehen.“

Es war ein Klang von Mitleid in ihrer rauhen Stimme, der mich mit einer Vorahnung von Unheil erfüllte.

„Wie soll ich das verstehen?“

Francescas Mutter betrachtete mich argwöhnisch. „Was wollt ihr von der Francesca? Wer seid ihr?“



Der verlorene Prozeß. Gemälde von J. Kaufmann.

Das Originalgemälde befindet sich im Besitz der Kunsthandlung Friedrich Schwarz in Wien.

„Ein alter Freund.“

„Doch nicht —“ Und sie nannte meinen Namen.

„Allerdings; eben der.“ Und nun, da sie ja ohne Zweifel von meinem Interesse für ihre Tochter wisse, möge sie so gütig sein und mir angeben, wo ich sie treffen könne.

Da stemmte das Weib die Arme in die Seite, und ihre Augen bligten mich feindselig an.

„Also ihr seid der Patron, der dem Kinde Spinnen in den Kopf gesetzt hat!“ rief sie giftig aus. „Ein saubere Freund seid ihr! Der Teufel hat euch durch diese StraÙe geführt!“

Diese Sprache empörte mich, da ich mich schuldlos wußte.

„Ihr ereifert euch ohne Grund, gute Frau,“ erwiderte ich. „Ihr solltet die erste sein, den guten Einfluß anzuerkennen, den ich auf eure Tochter ausgeübt habe.“

„Hört ihn!“ schrie die Witwe Ricocetti und hob ihre Arme in die Höhe. „Er spricht von gutem Einfluß! Dieser deutsche Kezer! Dieser gewissenlose Höllebraten!“

„Wenn ihr euer Schimpfen nicht einstellt, werde ich mich entfernen. Ich versichere euch nochmals, als ehrlicher Mann, daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, der Francesca etwas vorzuspiegeln, das ihren Frieden hätte stören können. In keiner Weise.“

„Das wäre! Und weshalb seid ihr jetzt zurückgekommen, wenn ich fragen darf? Weshalb forschet ihr nach dem Mädchen? Was habt ihr mit ihm vor?“

Das waren unbequeme Fragen. Aber ich half mir: „Schon als ich abreiste, habe ich Francesca gesagt, daß ich Rom nochmals besuchen würde,“ entgegnete ich. „Und daß ich mich nun, da ich hier bin, nach ihr umsehe, das ist doch kein Verbrechen?“

Die Frau sah mich von der Seite seltsam an.

„Je nach dem, was ihr vorhabt, Herr,“ sagte sie. „Ihr könnt schaden, und ihr könnt bessern. So viel ist sicher: mit eurer bloßen Freundschaft ist einem Mädchen in Francescas Jahren nichts gedient. Die Freundschaft ist eine Wärmflasche fürs Alter, wenn das Blut kühl geworden ist und sein langsam durch die Adern schleicht. Nein: wenn ihr nicht mehr zu bieten habt, dann möge der Himmel die arme Kreatur vor einer Begegnung mit euch schützen!“

Mir dämmerte allmählich eine Idee von dem Vorgefallenen auf. Befand ich mich doch im Süden, wo Gewächse und Menschen mit verblüffender Schnelligkeit in Blüte schießen! Francesca liebte mich und glaubte sich von mir verlassen. Es war zu dumm, zu —

Und ich? Was hatte denn in meiner kurzfristigen Wenigkeit in aller dieser Zeit rumort? Doch nicht bloß, wie ich mir einbildete, ein väterlich wohlwollendes Gefühl für das liebende Töchterchen dieser Wäscherin! Wahrlich: das Wohlwollen trieb mich nicht zurück von Genua nach Rom. Nein, nein — so unbegreiflich es war — dieses Kind hatte es mir angethan. Was war mir Rom, was war mir ganz Italien mit allen seinen Herrlichkeiten ohne Francesca?

Und aus diesem Empfinden heraus sprudelte ich hervor: „Wer sagt euch denn, Madonna, daß ich nur als Freund gekommen bin?“

Sie klatschte das kleine häßliche Mädchen, das bisher, ohne sich zu rühren, dem Gespräche gelauscht hatte, plötzlich in die Hände und rief grinsend: „Was sagt ihr nun, Patronin? Der fremde Herr will die tolle Francesca heiraten!“

Raum war das schreckliche Wort heraus, als die Witwe Ricocetti wie eine Furie auf die Vorlaute zustürzte. Diese aber hatte schon kehrt gemacht und jagte die Treppe hinab. Ein Beien flog hinter ihr her, der sein Ziel verfehlt haben wird; denn hohnlachend kam es zurück: „Soll ich die Nachbarn zur Hochzeit einladen?“

Die tolle Francesca!

Das war ein schlimmes Wort; es griff mir ans Mark wie kalter Stahl.

Die Witwe Ricocetti kehrte in das Zimmer zurück, sank auf einen Stuhl und zog die Schürze vor die Augen.

„Was ist Wahres daran?“ fragte ich. „Verhehlt mir nichts!“

Sie bequeme sich dazu, mir zu beichten, was geschehen war. Nach meiner Abreise, der eigenen Mutter ein Wunder, hatte Francesca sich in wenigen Wochen zur blühenden Jungfrau entwickelt. Was in ihr schaffte und trieb — mir war es nicht verborgen. Ich — ich hatte diese Rosenknospe aufgeföhrt! Wie eine Verwandelte ging sie umher, gleichmäßig heiter wie nie zuvor, sanft und willig zu aller Arbeit, nur still und träumerisch am Abend. „Ein Engel war aus ihr geworden,“ sagte Frau Ricocetti enthusiastisch. „Manchmal habe ich sie im stillen betrachtet. In ihren Augen war ein Blick, wie ich ihn nie gesehen habe. Als ob in der Ferne etwas sehr Schönes immer vor ihr stände. Wenn's nur dauert! mußte ich bei mir denken. Mädchenglück ist wie Winterjonnenschein. Und richtig: die Wolken kamen bald genug.“

Es waren meine Bekannten gewesen, die lachenden Munde Francescas Illusionen zerstört hatten. Bei ihnen machte sie nach wie vor die Runde, um mit ihnen über mich zu schwätzen. Der denke nicht ans Wiederkommen, versicherte der eine. Ich sei längst in Deutschland, log der andere. Nicht gerade aus böser Absicht. Wer setzt denn bei einer Wäscherin, bei einem einfachen Mädchen aus dem Volke, das einem Herrn aus den höheren Ständen gut ist, gleich eine tiefe, bitterernste Leidenschaft voraus? Du lieber Himmel — wie junge Leute sind — auch sie wollten ihren Spaß mit dem hübschen Mädchen haben. Und da sie merkten, daß ich ihnen im Wege war, hoben sie mich hinweg. Es sollte nur Spiel sein — nichts weiter.

Eines Tages erklärte Francesca ihrer Mutter kategorisch, daß sie die Künstlerfreundschaft nicht mehr besuchen wolle.

Kopfhängerisch war sie schon gewesen, jetzt brach sie in Weinen aus. Dann gab ein Wort das andere, und schließlich eröffnete sie der Mutter ihr Herz. Diese glaubte nichts Geseiteres thun zu können, als Francesca ihr thörichtes Hoffen so gründlich wie möglich auszutreiben. Das Mädchen bekam von der Schlechtigkeit der Männer im allgemeinen und derjenigen der fremden Künstler insbesondere die haarsträubendsten Dinge zu hören. Ich sei nicht um ein Haar besser, als diese ganze saubere Sippenschaft. Da werde mit den armen Mädchen schön gethan — man schenke ihnen goldene Kettchen und dergleichen, um sie kirre zu machen — und das Ende vom Liede sei immer der Abschied auf Nimmerwiedersehen. Tausenden sei es schon so ergangen, die sich dann hätten trösten müssen, so gut es gehen wolle. Dasselbe sei nun auch Francescas Schicksal. Zu Tode aber sei noch keine dabei gekommen; junges Blut verwinde noch Schlimmeres.

Diese erbauliche Predigt wiederholte die Witwe Ricocetti ihrer Tochter ohne Unterlaß. Francesca aber war keine von denen, die Trost finden können. Von Tag zu Tag wurde sie melancholischer. Die Mutter versuchte, sie mit harten Worten zu kurieren, doch da nahmen Francescas Züge einen solchen Ausdruck von Schmerz an, daß sie erschrocken abließ. Und dann begann das Mädchen zu wandern. Von morgens bis abends war sie von Hause abwesend. Einstmals ging ihre Mutter ihr nach. In dem Hause, wo ich früher gewohnt hatte, verschwand sie. Und die Wirtin erzählte, daß sie jeden Morgen einige Stunden in den Zimmern zubringe, die einst die meinen gewesen seien und die sie noch nicht habe wieder vermieten können. Sie, die Wirtin, habe das Herz nicht, dem armen Kinde den Zutritt zu verweigern, wenn es so demütig ankomme und darum bitte. Von dort aus streifte Francesca umher und besuchte sämtliche Bauwerke, die sie nicht hatte zeichnen sehen. Am längsten aber hielt sie sich im Amphitheater auf. Wenn die Dämmerung einfiel, eilte sie nach Hause, als ob sie sich fürchtete. Dort aß sie mit Heißhunger, was die Mutter ihr vorsezte; selten nur gab sie Antwort auf allgemein gehaltene Fragen und dann wie abwesend. Nachts schlief sie tief und ruhig. Von ihrem blühenden Aussehen habe sie nichts eingebüßt; nur aus ihrem Blick sei zu merken, daß sie nicht unter den Menschen lebe, die sie um sich sehe.

So berichtete mit vielen Seufzern die Witwe Ricocetti. Es sah schlimm genug aus um die arme Francesca; doch konnte es jetzt, da ich wieder an Ort und Stelle war und bereit, sie an mein Herz zu nehmen, nicht schwierig sein, sie der Unmachtung zu entziehen, der ihr Geist verfallen war. Ich wenigstens war guten Mutes. Nicht so Francescas Mutter. Die Frau war einem schwarzen Pessimismus verfallen; sie hoffte nichts mehr und beklagte in langer Tirade, was sie ihr Unglück nannte. So müsse es ihr ergehen, bei ihrem Fleiß und ihrer Frömmigkeit! Aber das sei die Strafe dafür, daß sie dies einzige Kind so närrisch geliebt habe. Und schließlich verstieg sie sich zu der Bemerkung, daß die verrückte Francesca weit mehr Aussicht habe, in den Himmel zu kommen, als die geheilte, wenn sie mit einem Protestanten in die Ehe trete. Deshalb möchte es am besten sein, alles so zu lassen, wie der liebe Gott es nun einmal gefügt habe.

Unglaubliche Macht des Wahns!

Ich hatte keine Lust, mich in eine Kontroverse mit dieser verblendeten Mutter einzulassen. Hatte ich doch von ihr erfahren, was mir zu wissen nötig war; und was mir zu thun oblag, darüber konnte ich keinen Augenblick im Zweifel sein.

Gegen fünf Uhr nachmittags verfügte ich mich zum Flavianischen Amphitheater. Als ich auf das Forum hinausschritt und das wunderbare Gebäude sich immer mächtiger vor mir emporhob, wurde mir doch seltsam bänglich zu Mute. Hatte jemals ein Liebhaber unter ähnlichen Umständen sich die Braut geholt? War schon jemand die Schwelle zum Glück von so schwarzen Schatten umlagert gewesen? Und durfte ich darauf vertrauen, daß sie weichen würden? Wenn aber nicht, was dann?

Reisende aller Nationen wanderten in dem ungeheuren Raume umher. Ich achtete ihrer nicht; ich suchte eine vertraute, süße Gestalt; ich suchte sie mit sehnsüchtig schnellender Brust, mit flimmernden Augen. Und in der westlichen Rundung, auf den Stufen, wo ich so oft zeichnend gesessen, dort entdeckte ich sie. Fremde, Herren und Damen, von einem Führer geleitet, bewegten sich schlendernd nach der Stelle hin. Hinter ihnen näherte ich mich. Ganz in der Nähe Francescas, die mit gesenktem Haupte unbeweglich verharrte, blieben sie stehen. Das lebendige Mädchen interessierte sie mehr, als die toten Trümmer des alten Baues. Und sie begannen in englischer Sprache die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer fremdländischen Schönheit zu erörtern. Als ob sie ein Ausstellungsobjekt wäre! In mir kochte es, ich hätte in das hochmütige Paß hineinschlagen mögen. Aber ich mußte an mich halten. Und recht hatte die wortführende Dame: Hals, Nacken und Büste des herrlichen Mädchens waren diejenigen einer echten Römerin; die Statuen der römischen Kaiserinnen zeigten dieselben Konturen. Das Gesicht dagegen hatte nicht den energischen Ausdruck, nicht den imposanten Schnitt der alten Rasse; es war weicher, lieblicher. Gern hätte die Kennerin der Antike auch Francescas Augen gesehen; doch that sie ihr nicht den Gefallen, aufzublicken. Regungslos ließ sie das Geschnatter über sich ergehen.

Ich hörte, wie ein lang aufgeschossener Bursche den Führer leise fragte, was es mit jener versteinerten Jungfrau für eine Bewandnis habe.

Der Mann führte den Finger an die Stirn. Kalt durchrieselte mich's: die tolle Francesca!

Die Engländer trollten sich weiter; ich blieb allein zurück. Der entscheidende Augenblick nahte.

Leise rief ich: „Francesca!“

Sie fuhr zusammen und blickte auf. Rasch trat ich zu ihr und streckte ihr beide Hände entgegen: „Mein teures, süßes Mädchen!“

Nichts von dem erfolgte, was ich erwartet hatte. Sie zeigte sich nicht freudig erschrocken; sie sprang nicht auf und warf sich nicht jauchzend an meine Brust. Doch lächelte sie mich freundlich an. Gott sei Dank! sie hatte mich wenigstens erkannt.

„Weißt du noch, wer ich bin, Francesca?“

Sie nickte. „Ihr wart einst ein Freund von mir, Herr,“ antwortete sie, ohne zu zögern.

„Hast du meinen Namen vergessen?“

„Nehmt mir's nicht übel, Herr. Ich bin etwas schwach im Kopfe. Es sind der Namen gar zu viele, die ich habe behalten müssen.“

Ich bemerkte das Kettchen an ihrem Halse. „Wer hat dir die Kette geschenkt?“ examinierte ich sie.

„Mein Bräutigam; wißt ihr das nicht?“

„Ob ich's weiß! Francesca, besinne dich! Ich selbst habe sie dir umgelegt mit diesen meinen Händen, in der Via Sestina, ich — Alfredo Brendel!“

„Alfredo Brendel,“ wiederholte sie. „Ganz richtig; so hieß er. Wenn er nur wieder gekommen wäre! Aber die Fremden, die Fremden! Sie haben leichten Sinn und rasche FüÙe, sie locken und fliehen und lassen uns armen Mädchen den Durst nach ihren KüÙen.“

Ich holte den Ring mit dem Lapis lazuli hervor. „Kennst du diesen Ring, Francesca?“

Sie nahm ihn mir aus der Hand und betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit. Dann sagte sie langsam: „Solch einen Ring hab ich einmal bei Marchesini in der Via Condotti gekauft.“

„Du hast ihn verschenkt, nicht wahr?“

„Ja, ja. So ist es. Er hat ihn mitgenommen. Wenn er ihn sieht, denkt er an mich.“

„Das hat er schon hundertmal gethan, Francescina,“ erwiderte ich bewegt. Und ihre Hand fassend, sagte ich eindringlich: „Mir hast du diesen Ring gesandt, in einem großen Bogen Papier — mir, hörst du? Zum Abschied, als ich verreise. Jetzt habe ich ihn wieder mitgebracht, und dieser da ist es. Und ich bin gekommen, um dich zu lieben immerdar, und niemals wollen wir uns wieder trennen.“

Ein Schimmer von Verständnis schien in ihren Augen aufzuleuchten. „Ach, wie schön!“ rief sie entzückt aus. Dann inbessern fuhr sie niedergeschlagen fort: „Es geht nicht an, Herr; ich muß ihm treu bleiben.“

Ich fing an, zu verzweifeln. Was sollte ich nur beginnen, um sie von meiner Identität mit jenem Verschwundenen zu überzeugen? Jeder Versuch war fehlgeschlagen. Aus einem dunkeln Empfinden heraus fannte sie mich; vertraulich unterhielt sie sich mit mir; widerstandslos ließ sie ihre Hand in der meinigen. Aber die Brücke zwischen jenem Alfredo, den sie liebte, und mir, der ihr körperlich nahe war, vermochte sie nicht zu schlagen.

Sonderbarer Zustand! Nur um einen einzigen Blick deutlicher Erinnerung handelte es sich, und die Welt ihrer Phantasie, in der sie lebte, vereinigte sie wieder mit der wirklichen Welt, die ihr alles zu gewähren bereit war, was sie heimlich begehrte.

Ein Gedanke kam mir. Ich erhob mich.

„Lebe wohl, teure Francesca!“

Erstaunt sah sie mich an: „Ihr wollt schon wieder gehen?“

„Meine Freunde erwarten mich. In der Osteria Palombella, weißt du; dorthin bist du mir schon einmal gefolgt.“

„Palombella.“ Sie befaß sich. „Bei San Eustachio. Ja, dort war ich. Hinter ihm her. Und dann weiter — o so weit! Leise, ganz leise, wie eine Kage. So müde war ich, so müde!“

Langsam ging ich dem Thore zu. Was ich hoffte, geschah. Sie gab mir einen mäßigen Vorsprung; dann schlich sie hinter mir her, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben. Nun aber, während ich gemächlich der Stadt zuschritt, geriet ich in Verlegenheit. Bis zur Osteria durfte ich sie nicht locken, da ich die Arme nicht zudringlicher Beobachtung, unziemlichen Bemerkungen aussetzen wollte. Und auch mitten in dem lebhaften Straßenverkehr konnte ich es zu keiner nochmaligen Aussprache kommen lassen. Ich verbarg mich also hinter dem Triumphbogen des Sever. Als Francesca mich nicht mehr sah, stand sie einen Augenblick ungewiß; dann indessen, wie ihrer Sache sicher, setzte sie ruhig den Weg fort, den sie auch damals genommen hatte. Er führte sie drei Schritte weit an meinem Versteck vorüber.

BlöÙlich trat ich hervor: „Hier bin ich, Francesca!“

Da starrte sie mich erschrocken an, schrie auf, und floh zurück.

Mein feiner Plan war gänzlich mißlungen. Aus dem Vorstellungskreise, in dem sie sich bewegte, hatte mein jähes Erscheinen sie hinausgeworfen. Das dünne Band, das sie an mich fesselte, war zerrissen. Aufs neue mußte es wieder geföhrt werden. Nur jetzt war dies unmöglich; ich durfte mich der Scheuen nicht wieder nähern, wenn ich nicht alles verderben wollte.

Noch ein letztes Mittel blieb mir. Ohne Zeit zu verlieren, bereitete ich seine Anwendung vor. Wie ich von Francescas Mutter erfahren hatte, standen meine alten Zimmer in der Via Sestina leer. An demselben Abende noch zog ich wieder ein und stellte darin die frühere Ordnung her, die Wirtin in mein Vertrauen ziehend. Alles wurde genau so eingerichtet, wie es gewesen war, als Francesca mir ihre wöchentlichen Besuche abzustatten pflegte.

Am nächsten Morgen saß ich schon ganz in der Frühe an meinem Arbeitstisch, den Stif in der Hand und horchte auf die wohlbekannten Tritte der kleinen Füße — vor Erwartung bebend. Würde sie kommen oder nicht? Hatte sie sich über Nacht zurückgefunden in das Reich ihres Wahns?

Endlich — da war der heiß ersehnte Ton. Die Stufen kam es herauf, näher und näher — die Thüre öffnete sich. Ich, ohne mich umzuwenden, anscheinend mit meiner Zeichnung beschäftigt: „Bist du es, Francesca?“

Es blieb ganz still hinter mir. Ich arbeitete weiter. „Na, was ist mit dir? Hast du keinen guten Morgen für mich?“

Sie kam näher, mit kleinen Schritten. Doch kein Wort brachte sie über die Lippen.

Jetzt war sie mir gegenüber angekommen. Da blickte ich auf: „Gut geschlafen? Da, setz dich hin und erzähle mir, wie dir's in den acht Tagen ergangen ist! Oder hast du Gile? Dann will ich dir die Wäschestücke gleich zusammensuchen.“

Ich bemühte mich, genau den Ton zu treffen, in dem ich früher zu ihr gesprochen. Sie hörte nicht auf, mich zu betrachten, mit einer ängstlichen Neugierde, die mich beinahe in Verwirrung gebracht hätte. Dann, noch immer stumm, blickte sie rings im Zimmer umher, die auf den Möbeln befindlichen Gegenstände prüfend. Endlich regte sie sich und ging wie traumbevangen in meine Schlafkammer. Nach kaum einer Minute erschien sie wieder, lehnte sich gegen den Thürpfosten und führte die rechte Hand an die Stirn. Ich bemerkte, daß sie zitterte.

„Was treibst du denn, Mädchen,“ sagte ich, den Bleistift niederlegend. „Ist dir vielleicht nicht wohl? Bist du von der Malaria befallen? Du armes Mäuschen, dann müssen wir dir Chininpillen zu schlucken geben!“ Langsam näherte ich mich ihr. „Du frierst ja; ich seh' es. Und matt bist du auch, die Augen blitzen gar nicht so hell wie sonst. Komm, ruh' dich dort auf dem Sofa etwas aus; ich hole eine Decke für dich.“

Nun war ich dicht bei ihr. Sie machte eine Bewegung, als ob sie vor mir zurückweichen wollte; doch duldet sie dann, daß ich ihr den Arm um den Leib legte. Sanft zog ich sie mit mir dem Sofa zu. Nach einigen Schritten lehnte sie sich an mich. Ich blickte nieder: sie hatte die Augen geschlossen.

Mit großer Anstrengung behauptete ich meine Selbstbeherrschung. Francescas junge aufgeblühte Schönheit war während ihres stillen Treibens gleichsam leuchtend hervorgetreten. Welche Pracht der Glieder, welcher Liebreiz in dem sinnenden Antlitz! Nun hielt mein Arm sie umschlungen, ihr Herz klopfte an mir, und ich durfte ihr liebes Gesicht nicht mit Küffen bedecken.

So durchschritten wir schweigend das Zimmer. Ich ließ sie auf dem Sofa nieder. Da aber riß sie mich plötzlich an sich; ihre Lippen fanden die meinen. Und mit einer Leidenschaftlichkeit, deren unerwartet heftiger Ausbruch mich mehr erschreckte als beglückte, preßte sie mich an ihre Brust. Sie sog sich förmlich an mir fest, mir den Atem benehmend. Es war, als ob sie in eine kurze Minute zusammendrängen wollte, was sie an Liebeslungen während Monate hatte entbehren müssen.

Auf einmal ließ sie mich frei. Und nun erst öffnete sie ihre Augen. Da, als sie mich vor sich sah, zärtlich über sie gebeugt, flammte es wie Wahnsinn in ihr auf. Mit wilder Kraft stieß sie mich von sich und sprang auf die Füße.

„Ihr seid der andere!“ brach sie aus. „Abscheulicher Betrüger! Gestern schon habt ihr mich verfolgt; ich kenn' euch wieder. Mit höllischer List habt ihr mich umgarnt, bis es euch gelang, meine Küsse zu stehlen. Entweicht bin ich für immer — eine entehrte Braut. Aber ihr sollt nicht leben, Verrüchter, um euch eures Triumphes zu rühmen!“

Auf meinem Tische lag ein alter Dolch aus der Kaiserzeit, den ich als Falzbein benutzte. Francesca kannte ihn; sie hatte früher oft damit gespielt, während sie mit mir plauderte. Jetzt ergriff sie ihn und stürzte sich mit der Behendigkeit einer Kage auf mich. Ueberrascht von der Plötzlichkeit des Angriffs, gelang es mir erst, ihr Handgelenk zu fassen, als sie mir schon einen Stich in die linke Schulter verjast hatte. Ich rang mit ihr, immer bemüht, sie zu schonen; sie aber biß und kratzte, und ich mußte endlich brutale Gewalt anwenden, um sie niederzuwerfen. Vom Boden noch strebte sie empor und auf mich; neben ihr kniend, hielt ich ihre Arme nieder. Da sah sie das rote Blut, das meine Kleider färbte, und mit einem Schrei fiel sie in Ohnmacht.

Welch ein bejammernswerter Anblick, als ich mich erhob und auf die Unglückliche nieder sah!

Unrettbar verloren! Nur im Traume lebte sie noch! In diesem Augenblick nahm ich Abschied von Francesca für immer.

Meine Wunde, die jetzt zu schmerzen anfang, verbarg ich in der Eile, so gut ich konnte, und rief dann die Wirtin herbei. Der Versuch sei mißlungen, erklärte ich ihr kurz, und von einer Wiederholung in irgend einer Form müsse ich absehen. Sie möge der Ohnmächtigen behilflich sein, das Bewußtsein zurückzugewinnen und sie dann in einem Fiaker, den ich senden würde, nach Hause bringen.

In einiger Entfernung wartete ich auf der Straße, bis Francesca, sorgsam von der Wirtin geführt, den Wagen bestieg. O, wie matt, wie gebrochen schien sie! Ohne alle Energie — eine welcke Blume mit hängendem Köpfchen — ein gelähmter, kranker Schmetterling, dem die Schwingen den Dienst versagen!

Tief stöhnte ich auf, als die Geliebte mir verschwand. Dann raffte ich mich zusammen und suchte einen Arzt auf, um meine Wunde verbinden zu lassen. Sie war ungefähr-

lich; etwas Heftpflaster genügte, um sie zur Heilung zu bringen. Meiner sofortigen Abreise stand nichts im Wege. Denn nun trieb es mich von dannen, wie einen Verbrecher vom Orte seiner Unthat. Ohne einen meiner Bekannten zu besuchen, floh ich noch an demselben Tage aus Rom. Der Schnellzug entführte mich nach Norden; ich verwünschte die Langsamkeit, mit der ich von der Stelle kam. Erst diesseits der Alpen gewann ich meine Ruhe wieder. Mein Gewissen hatte mich endgiltig freigesprochen: ich war schuldlos.

Langsam indessen, auch in der Heimat noch, mitten in der anstrengenden Berufstätigkeit, die mir bald zufiel, lastete die Erinnerung an jenes erschütternde Ereignis in Rom wie ein geheimer Druck auf mir. Und nach einiger Zeit schrieb ich an einen in Rom ansässigen deutschen Bildhauer, der mir von meinen dortigen Bekannten am nächsten getreten war, und erkundigte mich bei ihm in einer zaghaften Nachschrift, was aus meiner alten Freundin, der hübschen Wäscherin Francesca, geworden sei.

Er war so zartfühlend, in seiner Antwort die allgemein vermuteten Beziehungen zwischen Francesca und mir vollständig zu ignorieren. Das arme Ding sei gemütsleidend geworden, schrieb er, und habe sich endlich, in einem starken Anfall geistiger Störung, in den Tiber gestürzt. Er nannte mir auch den Tag, an dem sie ihr Ende gefunden: es war der Tag meiner letzten Abreise aus Rom.

Ich verstand: die Küsse, die sie einem Fremden gegeben, von einem Fremden empfangen zu haben glaubte, hatten sie in den Tod getrieben. Die Entweichte hatte die verlorene Reinheit in den Fluten des Stromes gesucht, aus dem ihr die Sterne entgegenblinnten.

Es war die beste Lösung für sie — für mich.

Ich bin unverheiratet geblieben. Weshalb, wirst du jetzt verstehen. Dieser Ring mit dem Lapis lazuli ist das einzige Gedenkzeichen an meine erste und einzige Liebe.“

Das Wunderkind.

Von H. Helvig.

Nachdruck verboten.

Erna, Liebling, nur auf einen Augenblick; es thut mir unendlich leid, dich stören zu müssen, aber es geht wirklich nicht anders.“ Mit diesen Worten schlüpfte eine schlanke, noch jugendliche Frau in ein freundliches Gartenzimmer, aus dem seit über zwei Stunden ununterbrochenes Geigenpiel ertönte.

Die Angerufene, ein etwa fünfzehnjähriges, hoch aufgeschossenes, blaßes Mädchen, ließ mit mürrischer Miene den Bogen sinken und blickte die Mutter ob der unliebsamen Unterbrechung ihres Studiums nicht eben freundlich an.

„Onkel Franz hat eben telegraphiert, mein Herz. Er kommt schon morgen mit dem ersten Berliner Zuge. Ich wollte nur erinnern,“ fügte die Frau in entschuldigendem Ton und mit einem beinahe ängstlichen Blick auf ihre Tochter hinzu, „ob du auch deiner Sache ganz sicher bist und die Nummern, die du dem Onkel vorspielen willst, vollkommen inne hast.“

Fräulein Erna warf den hübschen, tiefbrünetten Kopf energisch in den Nacken; um ihre Lippen und seinen Kiefernflügel zitterte es hochmütig, aber sie antwortete doch der Mutter zuliebe in einem Tone, der nicht ganz so wegwerfend war, wie ihr Mienspiel.

„Du kannst unbesorgt sein, Mama. Ich bin meiner Sache gewiß und im übrigen — was versteht Onkel Franz von der Geige.“

„Da hast du recht, mein Liebling,“ und Frau Hartmann küßte ihre Einzige, ihr Wunderkind, zärtlich auf die Stirn. „Und nun, wie steht's, Erna, darf Fette das Vesper auftragen? Es ist spät, und ich bin schon recht hungrig, oder möchtest du noch länger —?“

Der Badknecht sah wichtig auf die Uhr, die an einer schmalen Kette aus dem Ledergürtel hing, welcher die überschlanke Taille umspannte.

„In einer Stunde denke ich das Studium unterbrechen zu können,“ gab sie kurz zur Antwort, und ohne das Unpassende, Rücksichtslose in dem Betragen ihrer Tochter auch nur zu empfinden, verließ Frau Hartmann mit einem stolzen Blick auf ihr Genie das kleine Gartenzimmer.

Wenige Augenblicke später wurde die Klingel an der Flurthür gezogen. Frau Hartmann ging, um selbst zu öffnen, da Fette in der Küche beschäftigt war.

Drei junge, frische Mädchen mit fröhlichen Kindergesichtern, Schulfreundinnen ihrer Tochter, standen vor ihr. Sie kamen, Erna zu einem gemeinsamen Spaziergang in den Anlagen abzuholen. Bedauernd mußte Frau Hartmann eine abschlägige Antwort geben: „Erna kann nicht mit euch gehen, liebe Kinder; ihr hört ja, sie studiert, und ihr wißt, da darf man sie nicht stören.“

Den drei Lustigen schien weder Ernas Studium, noch Frau Hartmanns Argument sonderlich zu imponieren. „Das ewige dumme Gekrache!“ pläzte die Kleinste, ein reizender Blondkopf, schmolgend heraus, ohne auf die Winke der anderen zu achten. „Nein, wirklich, Frau Hartmann, Erna ist kein bißchen mehr nett, seit sie die fixe Idee hat, ein großes Genie werden zu wollen. Ich mag auch gar nicht mehr mit ihr umgehen,“ und dabei war die Blonde im Begriff, flugs feht zu machen, wenn ihre ältere und geistigere Schwester sie nicht festgehalten und ihr die anbrausenden Worte verwiesen hätte. „Sie meint es nicht so schlimm, Frau Hartmann,“ entschuldigte das verständige Mädchen die leicht erregbare Schwester und fügte dann zögernd hinzu: „Elli hört es so oft von Papa, daß er als Arzt ganz entschieden gegen Ernas vieles Geigen ist, und da hat sie's gut im Sinn und handelt eigentlich nach Pappas Befehl, wenn sie versucht, Erna vom Leben abzuhalten und sie ins Freie zu locken.“

Frau Hartmann sah einen kurzen Augenblick besorgt vor sich hin. Dann erhellen sich ihre Miene. Die glänzende Zukunft ihres Wunderkindes stieg vor ihren Augen auf und schlug alle anderen Bedenken in den Wind.

Freundlich und liebenswürdig, wie es ihre Art, meinte sie nur, daß sie und Erna über diesen Punkt nun einmal

anderer Ansicht seien. Lebensziele und die Wege dazu seien eben verschieden, und ein Mensch, der sich der Kunst weihen wolle, müsse schon beizeiten auf die harmlosen Freuden der Jugend verzichten lernen.

Dem lebhaftesten Doktorskind schienen diese Theorien nicht im geringsten einzuleuchten. Im Gegenteil. Es warf seinen blonden Kopf mit eben derselben Energie in den Nacken, wie Erna vorher ihren schwarzen, und meinte trotzig resigniert: „Na, denn kommt nur! Aber morgen um fünf erwarten wir Erna bestimmt zum Kränzchen bei uns. Bitte, wollen Sie ihr sagen, wir hätten mit Blentes getauscht.“

Es war Frau Hartmann nach dem Vorhergegangenen entschieden peinlich, auch hier wieder in Ernas Namen einen Korb geben zu müssen. Aber was half's! Die zukünftige Berühmtheit konnte sich durch dergleichen kleinliche Dinge, als da Mädchenkränzchen sind, nicht in ihrem Studium behindern lassen. „Sie wird auch an dem Kränzchen nicht teilnehmen können, meine lieben Mädchen, so leid es mir thut. Aber mein Bruder kommt morgen eigens aus Berlin, um Erna spielen zu hören.“

Der Blondkopf war sprachlos und eilte, diesmal unaufgehalten, nach kurzem Gruß die Treppe hinunter. Langsam folgten die beiden anderen.

Nachdenklich blickte Frau Hartmann den Kindern nach. Etwas wie ein Seufzer stahl sich über ihre Lippen. Gleich darauf aber eilte sie an die Thüre des Gartenzimmers, in dem Erna etwa zum fünfzigstenmal dieselbe Kadenz übte, nicht beruhigt und flüsternd beglückt vor sich hin: „Sie wird berühmt werden — und das ist die Hauptsache.“

Am nächsten Morgen kam, laut Telegramm, Onkel Franz, ein wohlhabender Berliner Kaufmann, an. Aber zum großen Bedruß von Mutter und Tochter nicht allein. Er hatte einen Geschäftsfreund mitgebracht, mit dem er, wie er sagte, nächsten Tages in der Nähe eine gemeinsame Angelegenheit abzuwickeln habe, für heute müsse man, statt einen, schon zwei beherbergen.

Was war zu thun? So ärgerlich Frau Hartmann auch über diesen Appenzel war — die Anwesenheit des Bruders sollte ja Lebensfragen für Erna und sie entscheiden, bei deren Abwicklung der Fremde entschieden hinderlich sein würde — so hatte sie doch alle Ursache, sich nach jeder Richtung hin zuvorkommend gegen ihre Gäste zu erweisen.

Von des Bruders gutem Willen hing es vorerst einzig ab, ob ihr Wunderkind die Künstlerlaufbahn würde einschlagen können. Der heutige Besuch sollte entscheiden, ob Onkel Franz Erna mit sich nach Berlin nehmen und ein Erkleckliches zu ihrer Ausbildung beisteuern würde.

Erna hingegen war nicht zu bewegen, ein zuvorkommendes Wesen zu zeigen. Sie hatte in ihrer bafschhaften, schnellfertigen Art sehr bald herausgefunden, daß der unwillkommene Begleiter ihres Onkels, wie sie sich ausdrückte, ein echter „Pinzel“ sei, dem man den philsitrischen Geschäftsmann schon auf eine Meile Entfernung ansähe, der jedenfalls noch weniger Ahnung von der Geige habe, als der Onkel, und der, so erklärte sie kategorisch, auf keinen Fall dabei sein dürfe, wenn sie dem Onkel ihre Bravourstücke vorspielen würde.

Vorerst aber war es noch nicht so weit, denn die Herren hatten einen respektablen Appetit von der Reise mitgebracht, und Erna mußte einstweilen anstatt mit dem Bogen, auf den sehr entschieden ausgesprochenen Wunsch des Onkels, mit Tassen, Schüsseln und Gläsern hantieren, wobei sie sich so ungeschickt anstellte, daß Onkel Franz es an Redereien und gutmütigen Spötteleien nicht fehlen ließ, die allerdings nur die Wirkung hatten, Erna immer ungeschickter und unliebenswürdiger zu machen, bis sie schließlich, hochmütig den Kopf in den Nacken werfend, erklärte, daß sie zur Geigerin, nicht aber zur Hausmagd ausgebildet worden sei. Mit diesen anmutigen Worten verließ sie das Zimmer und warf die Thüre knallend hinter sich ins Schloß.

In tödlicher Berlegenheit saß Frau Hartmann da, und dankte es ihrem Bruder von Herzen, daß er, in Gegenwart des Fremden jedes härtere Urteil unterdrückend, nur sagte: „Nun wir werden ja sehen, wozu diese rein künstlerische Erziehung gut gewesen ist.“ Und dabei tauchte er mit seinem Geschäftsfreund so eigentümlich lächelnde Blicke, daß es der geängstigten Mutter plötzlich ahnungsschwer, heiß und kalt über den Rücken lief.

Endlich war die große Stunde gekommen. Erna sträubte sich zwar krampfhaft vor einem solchen „Vandalen“, wie der Geschäftsfreund ihres Onkels es je, ihre Künste zu zeigen, schließlich aber ließ sie sich, durch einige geflüsterte Versprechungen der Mutter beruhigt, denn doch allernädist dazu herbei und begann ihr Repertoire mit einem modernen Bravourstückchen, das sie mit recht anerkennenswerter Fertigkeit vortrug.

Sehr verschieden war der Eindruck, den Ernas Spiel auf das kleine Auditorium machte. In einem Stadium höchster Aufregung saß Frau Hartmann da und starzte ihr Wunderkind an, als ob von der Führung seines Bogens das Weltwohl und Wehe abhing. Onkel Franz schien das Spiel an und für sich nicht im geringsten zu interessieren, sondern nur die Wirkung desselben auf den Geschäftsfreund, so aufmerksam studierte er seine Züge, während dieser selbst ziemlich regungslos, ja beinahe apathisch dasaß. „Wie ein Stock,“ raunte Erna in einer Pause wütend ihrer Mutter zu.

Dem ersten Stück folgten andere, ohne daß die besondere Stimmung der einzelnen Zuhörer wesentliche Veränderungen erlitten hätte. Nach einer guten halben Stunde etwa warf Onkel Franz einen fragenden Blick zu seinem Geschäftsfreund hinüber, den dieser prompt mit einem Kopfnicken beantwortete.

Onkel Franz stand auf, legte Erna, die eben mit ihrer gestern fünfzigmal studierten Kadenz beginnen wollte, die Hand auf den Arm und meinte, er habe nun genug gehört und wolle der Mama seine Meinung sagen, und dabei sah er so freundlich aus, daß das Nichtden die kühnsten Zukunftshoffnungen hegte und die Mißstimmung, um ihre besten Nummern gekommen zu sein, mit leidlichem Takt unterdrückte. Aber der Geschäftsfreund, „dieser Stock, dieser Pinzel,“ er würde doch nicht etwa an der Beratung teilnehmen wollen?

Dennoch schien das Unglaubliche wahr werden zu sollen. Der Fremde verließ mit Mutter und Onkel das Zimmer. Da hielt es auch Erna nicht mehr in den vier Wänden. Sie eilte in den Garten hinunter, wo jedes grüne Blatt sich ihr zum Lorbeerkranz künftigen Ruhmes wand und jeder Windstoß in den Bäumen ihr das Symbol rauschender Beifalls spenden zu verkünden schien.

Zur Erinnerung an den Großen Kurfürsten.

Mit Illustrationsproben aus E. Berners „Geschichte des Preussischen Staates.“ (München, Verlagsanstalt f. Kunst u. Wissenschaft.)

Der abgelaufene Wintermonat hat das Gedächtnis des großen Fürsten, den man mit tiefbegründetem Recht den „Schöpfer des preussischen Staates“ genannt hat, in wirksamer Weise erneuert: seit seinem Regierungsantritt war am 1. Dezember ein Vierteljahrtausend verflossen, zweihundertundfünfzig Jahre unablässigen Arbeitens und Ringens auf allen Gebieten staatlichen Lebens, wechselnder Geschichte, aber unbeeinträchtigt zum Ziele, das jenem großen Monarchen bereits vorgezeichnet hatte. Erst aus den jetzigen Erfolgen heraus vermögen wir die geniale Persönlichkeit Friedrich Wilhelms klar und voll zu würdigen.

Ein zwanzigjähriger Jüngling ergriff er das der Hand seines sterbenden Vaters entnommene Scepter mit Jugendkraft, gab dem herrschenden System schwächerer Neutralitäts-Politik im verheerenden dreißigjährigen Kriege eine entschiedene Wendung, griff überall mit klarer Besonnenheit in die Weltbegebenheiten ein, nahm das Interesse seines Staates in würdiger Weise wahr, mehrte denselben unter Benutzung rechtlicher Ansprüche, schuf ein starkes, wohlgeübtes und schlagfertiges Heer, erstrebte eine feste Einigung der norddeutschen und protestantischen Reichsfürsten unter Leitung Brandenburgs, errang die Aufhebung der Lehnabhängigkeit des Herzogtums Preußen von Schweden und Polen und stärkte und festigte das innere Leben seines Staates nach allen Beziehungen hin.

Im Reichskriege gegen Frankreich (1674) bewährte der Kurfürst seine laudere und kraftvolle deutsche Gesinnung, erfuhr freilich von Seiten des Kaisers schweren Unbill und sah sich bedeutender, mühsam erungener Erfolge beraubt, aber die wunderbare, durch nichts zu beugende Energie seiner Heldennatur sicherte gleichwohl seinem Volke die Möglichkeit, nach schwersten Leiden in Sicherheit aufzutreten, alle Keime sozialen Wohlbefindens zur Blüte zu entwickeln und einen hohen Rang im Räte der Völker Europas einzunehmen; gewann seinem Hause Würde und Macht, Glanz und Ruhm, und legte den unzerstörbaren Grund zu Preußens nachmaliger Größe und hoher politischer Bedeutung.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Friedrich Wilhelm, nicht damit begnügt, seinem Staate eine eigene starke Armee geschaffen zu haben, in weiblicherer staatsmännischer Weisheit auch zu einer eigenen brandenburgisch-preussischen Flotte den Grund legte, einerseits zum Schutz der Küste im Kriegsfall, andererseits zur Förderung von Handel und Industrie im Frieden. Rücksichtlich des ersteren Zieles übertraf die junge Flotte alle Erwartungen des Kurfürsten, indem sie, unter Führung

des tapferen Holländers Raule im Kriege gegen Schweden bei Bornholm die feindliche Fregatte „Leopard“, sowie einen Brander wegnahm und als erste Seebeute beide in den Hafen von Kolberg schleppete; indem sie ferner, da vom Staate Spanien Brandenburg um große Summen geschädigt war, kurzweg einige spanische Gallionen kaperte und als Unterpfand für des Kurfürsten Forderung heimbrachte.

Rücksichtlich des zweiten Zieles für die Flotte erfaß der hochsinnige Herrscher im fernen Afrika ein Küstengebiet zur Operationsbasis für die Teilnahme Brandenburgs am Weltverkehr und Weltverkehr, gründete dort eine Kolonie und er-



Der Kurprinz Friedrich Wilhelm im Alter von zehn Jahren.
Nach dem Original eines unbekanntes holländischen Meisters im königl. Schlosse zu Berlin.

Inzwischen stellte Onkel Franz seiner Schwester den eingeschmuggelten Geschäftsfreund als einen berühmten Musikprofessor und Geiger aus Berlin vor, der, da er heute abend in der nahen Kreisstadt spiele, ihm aus alter Freundschaft den Gefallen gethan habe, ihn zu begleiten, um das Nichtchen Wunderkind einmal bis auf die Nieren zu prüfen. Und nun möge die Autorität ihm den Gefallen thun und selber sprechen.

Und die Autorität sprach lange und unzweideutig, und Frau Hartmann weinte bitterlich, und Onkel Franz rieb sich schmunzelnd die Hände. Und der langen Rede und der bitteren Thränen und des vergnügten Schmunzelns kurzer Sinn war, daß Fräulein Erna nur ein ganz kleines Durchschnittstalentchen mit recht anerkennenswertem Fleiß besitze, das wohl ein paar Unterrichts- und etliche Uebestunden pro Woche verlöhne, was aber darüber sei, das sei gar sehr von Uebel. Und nun möge Frau Hartmann sich trösten. Es sei immerhin eine sehr zweifelhafte Günst des Schicksals, ein Wunderkind zur Tochter zu haben, das könne er aus seinen langjährigen Erfahrungen bezeugen. Selbst die wenigen echten seien nur selten ein Glück für die Familie, die Tausende von Talwunderkindern aber geradezu ein Unglück, ein demoralisierendes Glend, an dem nicht selten einzig die Eitelkeit der Eltern die Schuld trüge. Aus diesen Talwunderkindern erwachsen der Kunst, so fuhr der große Künstler und ehrliche Mensch fort, jene armeligen Mittelmaßigkeiten, dem Leben die unzähligen verfehlten Existenzen, die unbefriedigten, verbittern und auf ihre Umgebung verbittern wirkenden Individuen.

„Noch ist es nicht zu spät, verehrte Frau, Ihre Tochter vor der Misere einer solchen Zukunft zu retten. Sie haben Fräulein Erna mit diesem unglückseligen Wahn um ein paar glückliche, gesunde Kinderjahre gebracht, das ist richtig. Aber noch liegt eine lange, glücklich-harmlose Jugend vor ihrem Kinde, eine Zukunft, in der die Erfüllung des weiblichen Berufes die Hauptsache bleiben, die Ausübung des hübschen Talentchens aber eine willkommene Beigabe für Stunden der Erholung, der Geselligkeit sein wird. Trösten Sie sich, verehrte Frau, es haben andere Eltern die gleichen Fehler gemacht; es wird Ihnen nicht schwer fallen, Ihre Erna in die Normalphäre für ein junges Mädchen zurückzuführen, ihr den kleinen Hochmutsteufel, der sich allerdings in dem hübschen Köpfchen schon ziemlich fest eingenistet zu haben scheint, bald wieder auszutreiben. Und hält's schwerer, als ich glaube, so lassen Sie sich's nicht verdrießen, desto gründlicher wird die Heilung sein. Und nun leben Sie wohl, gnädige Frau.“

Viele Jahre konnte Erna den Namen des berühmten Geigers nicht hören, der, wie sie lange Zeit hindurch glaubte, sie schenkte um ihr Lebensglück betrogen.

Zum erstenmale wieder hörte sie den Namen und das klassische Spiel seines Trägers, als sie, eine glückliche Frau, mit ihrem Gatten gelegentlich einer Vergnügungstour eines der großen philharmonischen Konzerte in Berlin besuchte, während daheim in dem sonnigen Gartenküchen, in dem sie vor Jahren die Künstlerinnenprüfung zu ihrem Heil so schlecht bestanden hatte, die Mutter ihr Wunderkind, ihr erstgeborenes Töchterchen auf den Armen wiegte und ihm die Melodie der Kadenz dazu sang, die seit Jahren in diesen Wänden verklungen gewesen.



Luise Henriette von Oranien, Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
Nach dem Original von Gerard van Honthorst im königl. Schlosse zu Berlin.

laute die Seefeste Großfriedrichsburg, auf welcher im Jahre 1681, zum erstenmale in diesem Erdteil, die brandenburgisch-preussische Flagge am Mast emporstieg. So durfte ein preussischer Dichter mit gutem Fug singen:

„O Kurfürst Friedrich Wilhelm, zu Land und Meer ein Held,
Du hast den Weg gewiesen und uns das Ziel gestellt!
Die Berge haben Tannen, wir haben hohen Mut:
Auch uns gehört die große, wogende Meeresflut!“

In einem Leben voll unerhörter Kraftanstrengung und aufreibender Thätigkeit gewährte ihm erquickendes Ausruhen für Geist und Körper das glückliche Eheleben mit der geliebten ersten Gattin, der frommen und hochsinnigen Luise Henriette, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien. Selbst von echter Frömmigkeit, fühlte er sich dem Gemütsleben der edlen Gattin aufs innigste verbunden, stärkte sich an ihrem stillen Gottvertrauen auch in schwersten Lebenslagen und sog aus ihren herrlichen Liedern, dem Erguß reinsten christlicher Gesinnung und Denkweise, unversieglige Erquickung. Das Lied Luise Henriettes „Jesus meine Zuversicht“, das seit einem Vierteljahrtausend Millionen preussischer Männer und Frauen Trost und Zuversicht in die Seele gegossen und ihren letzten Gang auf dieser Erde, herzerhebend für die Nachbleibenden, begleitet hat, machte auch des großen Fürsten letzte Stunde leicht.

Dem Tode sich nahe fühlend, nahm er mit den Seinigen das heilige Abendmahl, betief noch einmal den Staatsrat, lektwillige politische Akte vorzunehmen, vor allem seinem Sohne und Nachfolger wichtige Regierungsgrundsätze einzuprägen, ihm das Wohl seiner Unterthanen und die Ehre seines fürstlichen Hauses zu empfehlen, und dann, alle Anwesenden, die in Thränen tiefster Erschütterung zerfloßen, tröstend, ihnen Liebe und Treue innig dankend, schloß er mit den still geklüfterten Worten: „Jesus, meine Zuversicht“ die müden Augen zum ewigen Schlummer.

Nie darf, nie wird Preußen seines großen Fürsten vergessen; selbst wenn abermals ein Vierteljahrtausend dahingeschwunden sein wird! Denn:

„Nie darf ein Land dem Gründer sich entwöhnen,
Der seines Strebens höchstes Ziel verkündet;
Nur wenn in ihm sich jedes Herz verbündet,
Wird seinen Kampf der Tag des Sieges krönen.
So, Preußen, denke stets der goldenen Worte,
Die Friedrich Wilhelms Thatendrang umschweben,
Und deinen Heros schau in seinem Bild.
Erschlossen hat er dir des Ruhmes Pforte:
Zur Krone Deutschlands wollt' er dich erheben,
Und wo du kämpfst, trägt er Schwert und Schild!“



Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin Luise Henriette, geb. Prinzessin von Oranien.

Nach dem Original (Lebensgröße) von Pieter Nason (geb. um 1615, gest. nach 1680) im königl. Schlosse zu Berlin.



Maritana. Gemälde von E. von Blaas.

Flossbewohner.

Eine wahre Geschichte aus China. Von H. v. Moltke.

Nachdruck verboten.

Ueber das Thal des Han-Stromes breiten sich die Abend-schatten. Zwischen den hohen Wipfeln der Kalfajen flüht ein leiser Wind, das Nachwehen des bösen Geistes, des Teifun, der tagsüber die Blätter mit wilder Eier zu Boden riß.

Ein junges Mädchen flieht eilend über das abgefallene, braune Laub, den Schleier hat es halb über das dicke, schwarze Haar gezogen. Am vollen, runden Arm hängt ein Bambuskörbchen, gefüllt mit goldgelben Bananen.

Zenseit der Kalfajen, wo weisse Stoppeln auf den Reisfeldern träumend im Winde hin und her schwanzen, schreiet ein Mann, er ist einarmig. Mit der verkrüppelten Linken macht er dem Mädchen ein Zeichen durch die Abendnebel.

„Was, Ming-taen, zu spät?“ schreit das Mädchen und bleibt vor Schreck gebannt stehen.

„Zu spät, E-ni-ar!“

„Also haben die Götter meine Gebete nicht erhört, und der Vater ist kalt und starr? Ming-taen hast du die Opferflammen auf dem Altar ausgehen lassen, hast du unterlassen, die Gesetze des Konfuzius zu erfüllen? O Vater, mit meinem Amulett kaufte ich die lockenden Früchte, weit ins Land pilgerte ich, dir die Sehnsucht zu stillen, und nun bist du von mir gegangen?“ Laut schluchzend sinkt E-ni-ar in die Knie.

„Das Weinen bringt den Vater nicht zurück; Opfern und Beten thut's auch nicht, wann erhörten die Götter unsere Gebete! Wir sind Varias, Ausgestoßene, wir haben kein Anrecht auf Glück, das Verderben breitet sich über uns aus, und still halten gilt es, E-ni-ar.“

„Was ist dir, Bruder? So sah ich dich nie!“

„Noch weißt du nicht alles, die Hütte auf dem Floss gehört nicht mehr uns, sie gehört der Fajpé, meinem Weibe. Heimlich hat sie dem Vater das Geld zum Spielen darauf geliehen. Vor dem Weibe graut mir, E-ni-ar; nun hängt sie mir an wie die Maiskolbe der Stauden und kommt zurück zu mir, dich will sie nicht, dich haßt sie wie Jugend und Schönheit — E-ni-ar, was willst du beginnen?“

„Sorge nicht um mich, Ming-taen, ich bin nicht einarmig wie du, ich habe Hände zur Arbeit. Der Flußrichter braucht eine Sklavin, oder wenn es dir so lieber, eine Magd!“

Ming-taen ballt die Faust, er öffnet den Mund, die Lippen zucken wie vor einem zornigen Worte, aber er ist ja krank und machtlos. E-ni-ar wendet sich ab, es glitzert wie tausend Thränen in ihren dunklen Augen.

Die Sampane fährt unten langsam den Strom hinauf.

„Fährmann halt!“ ruft Ming-taen und eilt der Schwester voraus dem Fahrzeuge zu.

Vom Dache der Fähre hängt der Sagopalmsweig, das Zeichen des Glückes, lodend hernieder. Mit bleichem, finstern Antlitz stößt es der Mann hinweg.

„O Bruder, verümdige dich nicht!“ tönt sanft der Schwester Stimme.

Wild wendet sich Ming-taen zurück: „Was soll uns das Zeichen des Glückes!“

Stromauf gleitet die Fähre. Schluchzend lehnt das Mädchen am Gelände und blickt in den perlenden Strom. Wie kalter Hauch zieht es ihr über das Herz, erschreckt blickt E-ni-ar auf. Ein hochgewachsener Mann schreitet an ihr vorüber, seine braunen, glänzenden Augen sind forschend auf das Mädchen gerichtet. Es ist ein Fremdling im Flossdorf.

Die Fähre hält. Ming-taen und seine Schwester verlassen hastig die Sampane und steigen auf die breitspürigen Baumstämme, auf denen ihre Hütte ruht. Leise, als ob sie den ewigen Schlaf des Vaters nicht stören wolle, öffnet E-ni-ar die hellgrüne Thür.

Auf ärmlicher Britsche liegt der Tote. Die dünnen Lippen sind fest, fast verzweifelt übereinander gepreßt, hart und kalt blickt es aus den steinernen Jügen. Ueber der Schulter hängt der graue, starre Pops, grell leuchtet der Mond durch die Luke auf das Lager des Toten. Die Opferflammen auf dem kleinen Hausaltar sind verlöscht. E-ni-ar zündet sie an und stinkt, von Weh überwältigt, lautlos zu Füßen des alten, toten Chinesen. Nach geraumer Zeit klopft Ming-taen die Schwester auf die Schulter.

„E-ni-ar, die Zeit drängt, Fajpé wird bald kommen, willst du sie an der Bahre des Vaters keifen hören?“

„Ich will gehen!“

E-ni-ar erhebt sich. Die besten Kleider holt sie aus der Truhe und legt sie dem Alten an, aus den Ohren nestelt sie sich die Ringe und steckt sie dem Toten zwischen die Lippen, ein Gold für den Pfortner zum Himmelsthor. Ming-taen holt die Wachskerzen, die Nachbarn haben sie dem Toten gesandt, und als sie alle entzündet sind und dem Toten zum letzten Schläfe leuchten, wirft das Mädchen noch einen langen, wehmüthigen Blick auf den Vater und verläßt eilig, wie von böser Macht getrieben, die Hütte auf dem Floss. Wenn der Mond am höchsten steht, wird der Bruder und der Flußpriester den Toten über den Fluß hinüber nach dem Friedhof in Hankan führen.

Ming-taen ist allein. Verzweifelt wirft er sich auf die Knie.

„Ich muß sie gehen lassen, ich kann nicht arbeiten, der eine Arm verkrüppelt, der andere abgeschossen. Ich bin armer, als die Spinne an der Wand, sie hat die Werkzeuge zur Arbeit. Ich bin versucht von den Göttern, muß mich von dem Weibe ernähren lassen, das mir lästig, wie die Schmeißfliege dem Ross.“

Des Mannes Blick fällt auf das Bambuskörbchen mit den goldgelben Bananen. E-ni-ar hat es dem Toten in die Hände gegeben. Unwirsch stößt Ming-taen das Körbchen zur Erde.

„Die Toten brauchen keine Nahrung!“

Er sammelt die Früchte und wirft sie durch die Luke in den Strom, das Wasser spritzt hoch auf, dann wird es wieder still, man hört nur das hastige, aufgeregte Atmen des Mannes. Als es eine Weile ganz still gewesen, erklingt in der Ferne ein leises Rauschen, näher und näher kommt es.

„Da ist sie,“ flüstert der Mann heiser und knirscht mit den Zähnen. Bald darauf erscheint ein starkknöchiges Weib in der grünen Hüttenthür. Die groben Züge ihres ältlichen Gesichtes werden durch kalte, braune Augen, die windschief im pergamentartigen Gesichte stehen, noch gröber und unfreund-

licher. Um die harten Lippen zuckt es wie Hohn und Lust zum Quälen. Verächtlich blickt Fajpé auf den jungen Mann, der mit dem Rücken gegen die Thür, wie in Gedanken versunken, auf einem grob bemalten Holzschemel hockt und das Eintreten des Weibes nicht zu bemerken scheint. Fajpé faßt ihn hart an der Schulter. Die Hand ist schwielig, sie verrät Generationen von Arbeit und Kampf ums Dasein.

„So, Ming-taen, die Turteltaube ist zurück? Ich sehe ihr Werk, wo gurrt sie?“

„Nicht bei Fajpé, in ihrem Hause wird die friedliche Taube nicht nisten!“

„Schon gut, ihr Faulpelze, der Mund nur ist fleißig!“

„Weib, schweig still!“ Ming-taen knirscht mit den Zähnen.

Die Frau lächelt höhnisch und schaut sich im Zimmer um, plötzlich stürzt sie zu dem Toten, wirft sich neben die Britsche nieder und heult kreischend.

Es tönt weit über den Han-Ström, und die Nachbarn auf den Flossen jagen: „Nur die Fajpé hat Schmerz um den Toten.“ Nachen um Nachen kommt zur Flosshütte, die kleine Kammer füllt sich mit heulenden Menschen, und als der Mond am höchsten steht, bringt man den stillen Mann hinüber nach Hankan auf den Friedhof unter die Kalfajen.

Ein trüber Morgen graut, als der kleine Trauerzug den Friedhof erreicht. Am Eingange hart E-ni-ar, die Nacht hat sie hier verbracht, dem Vater das Geleit zu geben.

Ming-taen fährt erschrocken zusammen, als er die Schwester gewahrt. Sie sieht bleich, fast wie ein Geist aus. Die Glieder sind ihr steif vom Wachen und Warten; schwerfällig kniet sie am Grabe nieder und schaut thränenlos auf das alte wollene Tuch, die letzte Hülle des einst mächtigen Mandarinen. Das Sterbegliedchen läutet dumpf aus Hankan herüber, der Priester antwortet dem eintönigen Klänge mit der kleinen, silbernen Schelle, die er unter dem langen Trauerlasten trägt. Als der letzte Ton verklingen, erhebt sich E-ni-ar, nickt traurig dem Bruder zu und eilt hinunter an die Sampane. Nach wenigen Augenblicken hält die Fähre am Palast des Flußrichters. Noch ist der lichte Tag nicht da, aber der Flußrichter vom Han-Ström hat sich schon von seinem Lager erhoben und wandelt rauchend, im Nachtgewande, auf dem Floss.

Erstaunt blickt der Mann auf, als ihm das schöne Mädchen unvermuthet unter die Augen kommt.

„He, E-ni-ar, was soll's?“

„Der gestrenge Herr sucht eine Magd, eine Sklavin,“ antwortet E-ni-ar schüchtern dem alten Manne.

Der Flußrichter streicht lächelnd die Wange des Mädchens. „Ist's so weit gekommen, mein Täubchen, du findest mich? Ich suchte dich lange!“

„Die Fajpé haßt nun mit dem Bruder. Richter, ich will bei dir arbeiten!“

„Recht so, E-ni-ar, komm nur zu mir, aber nicht zur Arbeit! Loa,“ ruft er dem alten dicken Mannweib zu, das sich im dunkeln Mittel, fegend, über das Floss schiebt, „Loa!“ ein Polster mehr ins Tafelzimmer.

„Warum, Richter?“ fragt erglühend das Mädchen.

„Du fragst noch? Du sollst später mein Weib werden, wenn deine Trauerzeit vorüber, und die Nachbarn auf den Flossen werden uns zuzuschauen und sich freuen, daß der Flußrichter vom Han-Ström ein schönes junges Weib herzt, gar lange ist's her, und meine Frauen sind alt und häßlich geworden — wie die Kehrfrau Loa.“

„Das ist viel Gnade, Richter, aber —“

„Schon gut, E-ni-ar. Was giebt's, Polizei?“

„Sechs Männer der Flußpolizei nahen sich dem Richter mit geheimnisvoller Miene. Neben ihnen schreitet der Fremde, die glänzenden braunen Augen dreißt auf die schöne E-ni-ar gerichtet. Wieder zuckt es wie kalter Hauch über des Mädchens Herz.

„Gute Jagd gemacht, Leute, die Diebe entdeckt, welche die Flosshütten des Zinka-o und des Mang-sching ausgeraubt haben?“

„Nichts da, gestrenger Herr Richter, auch heute nacht ist wieder gestohlen worden, auch gemordet. Wir bringen böse Zeitung.“

„Alle Heiligen, Polizei, was paßt ihr nicht besser auf!“

„Es ist geradezu eine Mär, wie's möglich ist. Jetzt bekommen wir aber Hilfe, Herr Richter, der Fremde kommt aus Sching mit Briefen von Ministern und Mandarinen.“

„Was, der da,“ sagt grimmig der alte Mann, „der scheint mir nur auf Weiberjagd zu gehen. Ha? Was gloht ihr das Mädchen an?“

„Gehört sie euch, Flußrichter?“

„Wem sonst, Fremdling?“

„Zu euch paßt sie, wie die Perle in die Muschel!“

„Ihr seid ein kluger Mann,“ jagt der Richter geschmeichelt, er sieht nicht den höhnischen Blick des Fremden, „seid nun auch klug im Geschäft und helft die Räuber finden.“

„Soll nicht fehlen, gestrenger Richter; es ist eine Missethat, die Armen ärmer zu machen!“

„Habt recht, Fremdling. Seit Wochen, allabendlich, wenn der Mond sich verschleiert, arbeitet es mit finsternen Mächten auf dem Han-Ström, und nimmer werden sie uns offenbar. Doch zeigt eure Briefe, wie heißt ihr?“

„D-lai ist mein Name!“

„Also kommt, D-lai, kommt, Polizei. E-ni-ar, Täubchen, den Reis wollen wir heute mittag zusammen speisen; Friede und Fruchtbarkeit erblicke uns daraus.“

„Wie ihr wollt, Richter,“ antwortet das Mädchen unterwürdig und verschwindet im Palaste des Flußrichters vom Han-Ström.

Der Reis ist gegessen. Der Richter hockt halb trunken am Boden, die Opiumpeife hängt ihm an den wackeln Lippen. Ringsum lauern die fünf Weiber. Einige rauchen, die andern zischeln und schauen neugierig auf das junge Weib, das lustlos vom Gelände herab auf den blauen Han-Ström blickt. Dem Flußrichter entfällt die Opiumpeife, er sinkt zurück.

Eine der Frauen holt ihm das seidene Kuschelissen und bettet den grauhaarigen Kopf sorgsam. Leise entfernen sich nach und nach die Weiber. Als E-ni-ar in das Zimmer zurückkehrt, ist es leer, nur der Flußrichter liegt mit verzerrten Jügen, die Füße fast bis ans Kinn gezogen, im Opiumrausch am Boden.

Das Mädchen senkt tief auf.

„Was senkst die Perle?“ fragt eine schmeichelnde Stimme. E-ni-ar schaut erschrocken empor. Der kalte Hauch zieht schon wieder über ihr Herz; wie Tod blickt es sie an aus den braunen, glänzenden Augen.

„Ich bin's, der D-lai, Perle! Warum erschrickst du, Demant; willst du dich von dem dort schleifen lassen?“

„Ich muß, Fremdling. Ich habe nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann; verlassener bin ich als die Wölfe, die um den Palast des Flußrichters kreist.“

„Laß das Winkeln, schönes Weib; was redest du von Verlassenheit. Die Schönheit ist nie verlassen!“

„Ja, ich sollte dankbar sein, Fremdling; aber schau dort hin, mir graut!“

Die braunen, glänzenden Augen des Fremden hängen durchdringend an den sanften Jügen des Mädchens.

„Warum lebst du nicht mit des Bruders Frau, der Fajpé? Sie ist ja reich, ungezähltes Gold soll sie im Kasten haben?“

„Willst du es hören, D-lai? Es thut mir wohl, zu sprechen.“

E-ni-ar erzählt dem lauschenden Manne eine Geschichte von Schuld, Sühne in der Verbanung — und endlich Tod.

„Und so ist es unwiderlich,“ schliefst sie, „ich, die Tochter des einst mächtigen Mandarinen muß das Weib des Mannes dort am Boden werden und sollte noch allen Heiligen auf den Knieen danken und opfern!“

„Unwiderlich? E-ni-ar, eine kluge Biene setzt sich nicht auf eine welke Blume!“

D-lais glänzender Blick dringt in die Seele des Mädchens, es zittert und wendet sich erglühend fort.

Der Mann folgt.

„Es schlummert alles im Palaste, E-ni-ar; selbst die Eidechse an der Mauer und der Fisch im Glaskasten. Es ist gute Zeit zum Kosen.“

Erschreckt blickt das Mädchen auf den Fremdling.

„Ich verstehe euch nicht, D-lai!“

„Nicht? Ihr werdet es lernen, schönes Weib!“

Eine schrille Stimme ruft laut, das Gesülster unterbrechend: „Kommt ins Frauengemach, Weib E-ni-ar, der opiumtrunkene Alte ist kein Anblick für junge Tauben, kommt fort.“

Energisch faßt Loa, die Kehrfrau, das Mädchen am Arm. D-lai will es zurückhalten, aber es beflügelt seinen Schritt und schiebt vor dem fremden Manne.

Es ist dunkle Nacht. Leichter Regen plätschert Tropfen für Tropfen in den Han-Ström. Ein kleiner Nachen gleitet lautlos zur Hütte des Ming-taen.

E-ni-ar hat sich vom Palaste fortbegeben, um dem Bruder den Willen des mächtigen Flußrichters zu künden. Einsam rudert sie das kleine Fahrzeug. Vor der Fensterrute zieht sie die Ruder ein und schaut, sich leise erhebend, in die Hütte des Bruders.

Auf der Britsche, wo gestern der tote Vater gelegen, lauert, finster vor sich hinstarrend, Ming-taen. Am hölzernen Pflod sitzt Fajpé und verzehrt gierig ein saftig gebatenes Hühn.

E-ni-ar verharret unbeweglich am Gelände, sie wagt das Weib in ihrer Luft nicht zu stören.

„Noch heute, ihr Leute — leise, Polizei!“ so tönt es über den Han-Ström an des Mädchens Ohr. E-ni-ar hält den Atem an, wild klopft das Herz in der Brust — das war die Stimme des D-lai.

Fajpé hat viel Geld, und die Närrin, die sanfte E-ni-ar, hat mir verraten, wo sie es geborgen hält. Lustig ist das Räuberleben. Dem alten, täppischen Richter wollen wir gut zusehen, reiche Bezahlung, Kaßh und Reis muß er geben.“

„Schweigt still, es schallt über den Han-Ström, D-lai!“ jagt leise eine zweite Stimme.

„Konstute und seine Jünger! Da bewegt sich ein Nachen, ein Weib ist darin; wir müssen es liefern, Weiber plaudern.“ D-lai ruft es dem anderen zu, mit harter Stimme.

E-ni-ar will schreien, aber die Kehle ist wie zugeschnürt, und schon ist der Nachen des D-lai nahe, und ein starker Arm zieht sie hinüber in das fremde Fahrzeug. Heftiger prasselt der Regen an Hütte und Floss, mit Windeseile treibt der Nachen den Strom hinunter, Hankan zu.

„Die Hände fort vom Antlitz! Ha! E-ni-ar, du bist es?“ jagt zurückprallend D-lai.

„Ich bin es, und du, Fremdling, bist der Räuber vom Han-Ström, und die Polizei seine Gefellen!“ Der Mut wächst dem zarten Mädchen.

„Wirft uns nicht verraten, Perle?“

„Doch,“ jagt stolz das Mädchen, „ich, die Tochter des Mandarinen Tscheng-Ming-Dng, vereine mich nicht mit Räubern!“

„Sprichst du so, lieb' Täubchen, so haben auch wir andere Gante. Polizei, auf zum Friedhof nach Hankan, dort, wo die Kalfajen das Grab des Mandarinen beschatten; E-ni-ar, seine Tochter, will sich nicht uns, doch ihrem Vater vereinen!“

Das junge Weib erzittert. Der kalte Hauch zuckt tobringend zum letztenmal über das Herz, und die glänzenden braunen Augen des D-lai ruhen versteinert auf dem Antlitz des Mädchens.

„Tod oder Leben, E-ni-ar, Reden oder Schweigen —?“

„Reden! Beim Geiste meines armen Vaters, des toten Mandarinen,“ haucht fast bewußtlos das Mädchen.

„Sie war närrisch, deine Schwester, Ming-taen. Jung und schön und opfert ihren Leib auf dem Grabe des Vaters den Göttern! Ein ehrenvoller Tod!“ höhnt das Weib.

Der Mann starrt wild vor sich hin. Wäre es nicht gut, er folgte der E-ni-ar?

Fajpé schafft an der schwarzen Truhe. Ihre groben Züge werden unruhig und endlich von Wut verzerrt.

„Ha, Ming-taen, du Teufelsbrut, mein Geld hast du gestohlen! Hier, schändlicher Räuber, hier hast du es herausgenommen!“

Der Mann lächelt wie geistesverwirrt. Wenn ihr Geld fort ist, wird sie wohl auch fortgehen; wenn sie nur nicht so keifen wollte!

„Polizei, Polizei!“ schallt es schrill und herzerreißend über den blauen Han-Ström, „mein Gold, mein Geld ist gestohlen!“

Und die Polizei kommt und sucht, hastig und eifrig. D-lai ist unerträglich, aber das Gold findet sich nicht.

Es ist eine ausgezeichnete Polizei, aber die Räuberbande auf dem Han-Ström hat sie nie entdeckt. Der Flußrichter will sich noch heute darüber alle Haare aus seinem dünnen, grauen Köpfchen raufen.

Blätter von Mädchenhand.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

II. Die Selbständige.

Wunderlich, daß es Leute giebt, die mir eine meiner höchsten Tugenden zum Vorwurf machen: meine Selbständigkeit!

Meine Kindheit verlief in Frieden und Wohlstand, dann aber begannen böse Zeiten. Unser schönes Gut ging in fremde Hände über; eines Tages wurde uns der Vater mit zerstückter Stirn ins Haus getragen; Mutter lag lange auf den Tod und genas endlich zu einer dauernden Kränklichkeit.

Wir hatten weder Zeit noch Mittel, um uns lange zu besinnen. Es mußte zur Arbeit gegriffen werden. Ich war die einzige von uns dreien, die es konnte.

Ich begann, Zeichenunterricht zu geben. Es war nicht leicht, Stunden zu finden, auch honorierte man mich schlecht. Man schien meiner Jugend zu mißtrauen — fühlte ich doch selbst, daß mir noch manches zur tüchtigen Lehrerin und ein gründliches Studium meiner Kunst fehlte.

Welch eine unergiebigste Erwerbsquelle die Schriftstellerei ist, weiß nur derjenige, der auf sie angewiesen; wenn man nicht versteht, sich durchzubiarben und durchzuarbeiten, kann man bequem dabei umkommen, vor Hunger und Notlosigkeit.

Was ich trotzdem noch nicht gelernt habe, ist, mich darin zu finden, daß die Gesellschaft alles anbietet, der Frau ihre Selbständigkeit möglichst zu erschweren, indem sie ihre Arbeit unterdrückt und schlecht bezahlt, daß sie ihr Hindernisse in den Weg legt, die dem Manne erspart bleiben, und daß sie vor allen Dingen der Fähigkeit der Frau grundsätzlich mißtraut.

Meinen „Arbeitgebern“ mache ich keinen Vorwurf daraus, wohl aber der Gesellschaft, die diese uns Frauen so nachteiligen Zustände aufrechterhält. Sie ist weit entfernt, ein mittelloses Mädchen vor Mangel zu schützen, sie zwingt es so gut zur Arbeit wie den Mann und beutet seine Arbeitskraft wie die des Mannes aus, aber als gleichberechtigte Arbeiterin will sie es nicht neben dem Manne gelten lassen.

Das spricht die Sirene jedoch nicht frei von der Ungerechtigkeit, die sie sich gegen mich und meinesgleichen zu Schulden kommen läßt, und ich scheue mich nicht, das allgemeine Gerechtigkeitsgefühl anzurufen: wenn ich mir durch rechtliche Arbeit meinen Lebensunterhalt erwerbe und demgemäß der Gesellschaft nützlich werde, habe ich dann nicht Anspruch auf Selbständigkeit — wie der Mann? Wenn ich meine Mutter und meinen kleinen Bruder erhalte, thue ich dann nicht ganz Ähnliches, wie der Mann, welcher seine Familie versorgt? Und wenn

ich schließlich von meinem Erwerb Steuern zahle, wie der Mann, sollte ich auch nicht als ein ihm gleichgestellter Unterthan im Staate gelten wollen?

Gewiß, die Frau ist anders geartet als der Mann! Aus diesem Grunde wird auch ihre Berufstätigkeit oft von der seinen abweichen. Daß aber zwei ungleiche Wesen, von denen sich jedes nach seiner Art der Gesellschaft und dem Staate nützlich macht, nicht gleiche Rechte haben dürfen, ist eine Logik, der es an Logismus mangelt.

Und geht mir mit dem Mythos der männlichen Superiorität! Ist der Mann der Stärkere, so find wir die Jähren; ist sein Verstand, sein Geist uns überlegen, so überflügelt ihn unsere Phantasie, unser Gemüt; spielt er die erste Rolle in der Weltgeschichte, so ist die Frau der Hebel der Sittlichkeit in der Entwicklung der Menschheit!

In meiner Eigenschaft als „Selbständige“ ist es mir nicht erspart geblieben, mich persönlich mit dem Manne zu messen — nicht auf Degen oder Pistole, auf ganz andere Waffen. Wenn ich daran denke, wird mir etwas bekommen zu Mut: ich bin trotz meiner Selbständigkeit ein Weib. Ohne Sentimentalität, denn: ich habe geliebt! Es war ein begabter, junger Mann, sagen wir ein Künstler. Wir begannen mit guter Kameradschaft und gingen bald zu einer Freundschaft über, daß uns etwas fehlte, wenn wir uns nicht täglich sahen, um uns gegenseitig über alles auszusprechen, was das Leben des denkenden und arbeitenden Menschen bedingt.

Eines Abends holte er mich von der Redaktion unserer Frauenzeitung ab. Es war im Winter, und wir fühlten beide die Kälte. So geschah es, daß er meinen Arm fester drückte und ich mich dichter an ihn schmiegte, als die Konvention es erlaubt. Da hörte ich sein Herz so mächtig hämmern, daß ich ordentlich erschrak und mich schnell wieder zurückziehen versuchte. Aber er legte den Arm um mich und sprach so tief bewegt... Schweige lieber still, wehmütige Erinnerung, über die Weisheit dieses seligen Abends!

Den nächsten Tag — es war ein Sonntag, und wir hatten Zeit dazu — steckte er mir einen kleinen goldenen Reif an den Finger, und wir verlobten uns. Es war unbeschreiblich schön! Eine große Ruhe kam über mein Herz, dem ich sonst so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte; wir war's, als ob ein langer Feiertag in ihm angebrochen wäre, und so oft ich meinem Freunde ins Auge schaute, hörte ich in mir Kirchenglocken klingen und klingen. Meine Mutter weinte Freudenthränen.

Und wieder eines Abends gingen wir Arm in Arm. Wir hatten uns so viel zu sagen: wir machten Zukunftspläne. Er sprach, wie wir uns einrichten, wie wir zusammen leben und arbeiten, wie glückliche Menschen wir sein wollten, wenn wir erst verheiratet wären: zum Frühjahr wollten wir uns zusammenthun, um uns nie mehr zu trennen!

„Dann kommt dein Bruder aus der Schule,“ schloß er fröhlich. „Er bleibt bei der Mutter. Wir setzen ihr natürlich eine kleine Monatsrente aus.“

„Wem?“ fragte ich. „Hatte ich denn recht verstanden?“

„Deiner Mutter, Schatz.“

„Die, lieber Freund, bleibt bei mir, solange sie lebt! Hatte ich es anders erwartet?“

„Aber mein Herz — bei einem so bescheidenen Haushalt, wie wir armes Künstlerpaar ihn wenigstens zu Anfang führen werden — eine etwas verwöhnte und anspruchsvolle Schwiegermutter —“

„Du irrst! Mutter ist sehr anspruchslos und genügsam — doch überlege es dir noch einmal, mein Freund, ob es dich nicht gereuen wird, eine Frau zu wählen, die dir nichts zubringt, als eine tüchtige Arbeitskraft und ein Herz voll Liebe — die dir auch noch die Mitfürsorge auferlegt für eine kränkliche Mutter und einen unselbständigen Bruder.“

„Aber Anna! Das ist ja eine ganze Familie.“

„Gewiß, Hermann! Meine Familie, für die ich seit meinem siebzehnten Jahre gesorgt habe...“

Wir waren zu Hause angelangt. Ich reichte ihm die Hand, die er nach einem flüchtigen Druck fahren ließ.

„Du thust vielleicht am flüchtigsten, Hermann,“ sagte ich ruhig, obgleich mir etwas im Innern brennend weh that, „wenn du mich läßt, wo ich bin: bei meiner Mutter!“

„Bist du imstande, mich so leicht aufzugeben?“ fragte er zornig.

„Leicht? Nein! Aber meine Mutter kann ich um keinen Preis von mir lassen.“

Wir trennten uns; wir sahen uns nicht mehr wieder. Ich schickte ihm den verheißungsvollen kleinen Goldreif zurück — er nahm ihn schweigend hin.

Ich glaube, er hat vor einem Jahre die Tochter eines vermögenden Kaufmannes heimgeführt. Alles Glück sei mit ihm!

Wir haben seitdem eine kleine Erbschaft gemacht. Mein Bruder ist ein tüchtiger Architekt geworden; meine Mutter lebt noch glücklich in der Liebe ihrer Kinder, und das Darben hat ein für allemal ein Ende. Ich finde erst jetzt die rechte Freude und Befriedigung an der Arbeit, weil die Sorge nicht mehr hinter mir steht und mich nicht mit hungrigem Blick zur Erde treibt. Das Leid meiner Selbständigkeit habe ich endgültig überwunden; ich freue mich ihrer und bin ausgedöhnt mit meinem Schicksal, das mich zur „alten Jungfer“ stempelte.

Allerlei fürs Hauts.

Das Reinigen der Seidenhandschuhe. Nicht überall ist die Hilfe einer hemischen Waschanstalt zur Hand, der die durch Staub u. f. w. verunreinigten farbigen Seidenhandschuhe anvertraut werden können, daher wird es mancher Leserin willkommen sein, Winke für die Wäsche dieser Gegenstände zu empfangen. Bei gefärbten Seidenhandschuhen werden die nachstehenden Vorschriften im allgemeinen nicht im Stiche lassen. Ausnahmen werden indes vorkommen, da die Zahl der Farbstoffe, mit welchen neuerdings Seide gefärbt wird, eine geradezu unendlich große geworden und nicht alle Farbstoffe sich zu den Reinigungsmitteln gleichmäßig verhalten, manche denselben erliegen, sodaß dann nur übrig bleibt, die selbstgereinigten Handschuhe zum Auffärben einer Färberei zu übergeben. Zum Reinigen gefärbter Seidenhandschuhe löst man 30 bis 40 Gramm Marseille Seife in einer genügenden Menge kochenden Wassers auf, läßt das Seifenbad bis auf 40 Grad Celsius abkühlen, taucht die Handschuhe hinein und reibt sie zwischen den Fingern. Die Handschuhe werden dann nochmals in rei-

nem lauem Wasser gespült, und wenn die Farbe dabei, was bei einigen Farbstoffen vorkommt, „bluten“, das heißt sich auflösen und das reine Wasser färben sollte, so muß das Wasser vorher auf hundert Teile mit 3 bis 4 Teilen Schwefelsäure schwach sauer gemacht werden. Diese Säuremenge darf bei glänzenden gelben Farben nie überschritten werden, ebensowenig bei Karmesin, Scharlach, Hellkastanienbraun, während sie für Braun, Bronze, Orange überschritten werden kann. Da die Seifenlösung bei längerer Einwirkung viele Farben, besonders Karmesin, Rot, Gelb und Rosa und deren Schattierungen angreift, so muß das Reinigen in jedem Falle schnell ausgeführt werden, ebenso das Waschen und Spülen in angeäuerten Bädern. Schnell werden dann die Handschuhe ohne auszuringen ausgepreßt, auf grobes reines Zeug ausgebreitet und zusammengerollt, um das Wasser aus der Seide zu entfernen. Hiernach können die Handschuhe durch Bügeln in der gewöhnlichen Weise fertig gemacht werden. Flecke, die durch Säuren verursacht worden sind, werden am besten mit Salmiakgeist (Ammoniak) behandelt, wo aber die Farben durch die Säurewirkung zu stark angegriffen, bleibt nichts übrig, als nochmaliges Färben. Grüne Farben belebt man durch Eintauchen in eine Lösung von Grünspan oder Kupfervitriol. Schwarze Seide kann mit einer Mischung gereinigt werden, bestehend aus einem Gewichtsteil Ochsen-galle und sieben Teilen kochenden Wassers; sie wird mit einem reinen Schwamm auf den Stoff aufgerieben. Die Handschuhe werden dann zwischen den Händen ausgebrückt und in reinem weichem Wasser ausgespült, bis dies klar bleibt, worauf sie gepreßt und mit einem Tuche getrocknet werden. Blaue und violette seidene Handschuhe können in einer konzentrierten, sirupartigen Lösung von Marseille Seife gewaschen werden, der man eine kleine Menge Pottasche (Kaliumcarbonat) zusetzt; danach werden sie gut gespült und zwischen Handtüchern zur Entfernung des Wassers ausgebrückt. Wenn sie halbtrocken sind, werden sie in eine schwache Lösung von Hausenblase oder Gummiarabikum getaucht, mit Zusatz einer ganz geringen Menge von Pottasche; zuletzt werden sie auf der linken Seite gebügelt, damit die Farbe aufgestrichelt werde.

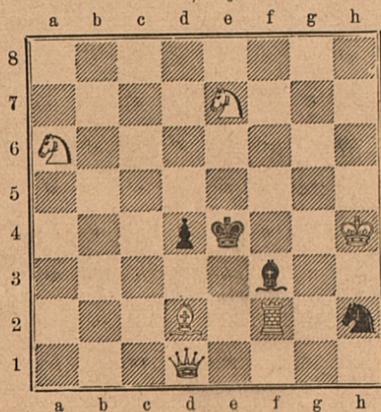
Die Appretur von Fenstervorhängen. Durch tüchtiges Ausschütteln befreit man die Vorhänge von der größeren Menge des in ihnen haftenden Staubes, den man noch weiter entfernt, indem man die Vorhänge durch einen mit viel Wasser gefüllten Bottich zieht. Dann legt man sie in einen anderen, welcher heißes Wasser, in dem Soda und Seife aufgelöst sind, enthält. In diesem Bade werden sie gewaschen. Man darf aber keine Waschmaschine dabei anwenden und auch nicht die gewöhnliche Art des Waschens, da hierdurch das Entsetzen von Nissen in den Vorhängen kaum zu vermeiden ist, sondern muß sie durchkneten. Ist dies mit der gehörigen Sorgfalt geschehen, so werden sie durch Drücken vom Wasser befreit. Nach abermaligem Ausspülen in lauem Wasser trocknet und brüht man sie in gewöhnlicher Weise (nach unserer Erfahrung ist es aber richtiger, die Vorhänge zweimal mit Seife und Soda zu waschen, hauptsächlich dann, wenn die Gardinen sehr schmutzig gewesen sein sollten); darauf spült man nochmals in kaltem Wasser und bläut. Zur Erzielung einer Crèmefärbung bleiben die Vorhänge eine Stunde lang in einer Abkochung von 40 Gr. Bruchthee auf je 4 Liter Wasser, die man vorher durch ein Tuch filtriert hat. Die Ueberzeugung, daß die Farbennuance die gewünschte ist, verschafft man sich durch Probefärbung an einer kleinen Ecke des Vorhanges; nach dem Ausfall derselben setzt man dem Bade noch Wasser oder eine starke Theeabkochung hinzu. Das nach dem Bläuen oder Crèmefärben erfolgende Stärken muß mit dicker Stärke geschehen; jeder Vorhang erhält die für ihn bestimmte Menge, in der noch kein anderes Wäschestück gestärkt worden ist. Da beim Bügeln die Vorhänge sich leicht verziehen und, wenn man nicht geübt und vorsichtig ist, noch viel leichter anfangen, so kann dasselbe weggelassen werden. Man spannt sie dann auf einen nach Art der Ständerahmen nach beiden Seiten verschiebbaren Rahmen mittelst Pflöschchen, die sich an den Randleisten derselben befinden, auf und läßt sie so trocknen.

Schach.

Aufgabe Nr. 282.

Von E. Pradignat.

Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 280 Seite 495 von 1890.

- 1. S h 5 — f 6.
Schwarz
1. g 4 — g 3 oder anders.
1. 2. f 2 — f 4 oder D.
T. S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 495 von 1890.

Ch—ri—st—ba—um = Christbaum.

Auflösung der Buchstabenversekung Seite 495 von 1890.

Chre Uah, Erfurt, Rhein Rheber, Fahne Thal.

Ergänzungsaufgabe.

an ba brück ca dos da er ho ka me ment ne ni or os res ruf te tor.

Zu suchen sind zehn dreisilbige Wörter, die eine gemeinsame Mittelsilbe haben und deren Anfangs- und Endsilben oben gegeben sind. Sind die richtigen zehn Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben den Namen eines berühmten Mannes unserer Zeit.

Aufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 18, mit welcher Zahl 100, mit welcher Zahl 91 multiplizieren, damit die Summe der drei durch die Multiplikation entstandenen Resultate 1891 beträgt? Die Summe der drei zu suchenden Zahlen soll 25 sein. Dr. — e.

Dilettanten-Arbeiten.

Lederschnitt und Plastik.

Obwohl die schönste und vornehmste Aufgabe ist es, die Wohnung zu einem behaglichen Heim zu gestalten, zu einer Stätte der Schönheit und Harmonie, welche die Mitglieder der Familie nach vollbrachter Tagesarbeit zur wohlthunenden Ruhe vereint. Doppelt erforderlich ist dies in unserem überhasteten nervösen Zeitalter, und geeignet die Frau, welche mit feiner Empfindung und fleißiger Hand es versteht, den geistigen, wie materiellen Bedürfnissen der Ihrigen in einer Weise gerecht zu werden, daß sie die strahlende Sonne ihres Hauses bildet, aus welchem der Mann immer neue Kraft für seinen Beruf zu schöpfen vermag; eine solche Hausfrau wird den Töchtern das nachahmenswerte Vorbild, den Söhnen das Ideal des Weibes sein.

Glücklicherweise ist nicht bloß dem Begüterten die Möglichkeit gewährt, in schön geschmückten Wohnräumen zu leben: Fleiß und kunstliebender Sinn der Frau, welche mit Lust und Liebe eine selbstverfertigte Zierde des Hauses zu der anderen fügt, erreichen mehr, als die Hand des gewerbmäßigen Dekorateurs. Und welche unersiegbare Quelle reiner Freuden bildet eine solche Thätigkeit für die Frauenwelt! Unter den künstlerischen Techniken, welche einem veredelten Geschmack entsprechen und bleibend Schönes liefern, verdient es besonders die sogenannte Lederplastik, der Beachtung empfohlen zu werden; dieselbe stammt aus dem Zeitalter der Renaissance, wurde dann, wie uns mehr oder minder gut erhaltene Arbeiten beweisen, vielfach in Spanien, Portugal, Flandern und Holland geübt, später vergessen, bis sie vor einigen Jahren wieder in Aufnahme gekommen ist. In großen Städten sind jetzt Werkstätten entstanden, die herrliche Erzeugnisse der Lederplastik liefern; so die Fabrik von Hulbe in Hamburg, deren Niederlage in der Leipzigerstraße Berlins sicher das Auge jedes Vorübergehenden auf sich lenkt.

Obgleich die Lederplastik in vielen Gesellschaftskreisen sich großer Beliebtheit erfreut, ebenso in den Künstlerkreisen, wie die im Licht der Kunstgewerbemuseen ausgestellt

Adressen zur neunzigjährigen Geburtstagsfeier des Grafen Moltke deutlich bewiesen, so ist dieselbe als Hausindustrie doch noch wenig verbreitet; indessen wäre eine Beschäftigung dieser Art sehr lohnend und böte eine angenehme Abwechslung gegen das von jeher geübte Besticken und Behäkeln zahlloser Gegenstände. Wenn auch die Verwendung des Leders der Eigenartigkeit des Stoffes angepaßt sein muß, so kann es dennoch in verschiedenartiger Weise und zu den mannigfaltigsten Dingen verarbeitet und benutzt werden. Nicht der Schönheit und würdigen Eleganz ist es die überaus große Dauerhaftigkeit und die saubere Arbeit, welche der Lederplastik die allgemeine Verwendung sichert.

Für diese Arbeit wird eine große Anzahl von Werkzeugen gebraucht; indessen rate ich zuvörderst nur zur Anschaffung von nachstehenden, welche in vorzüglicher Güte durch Herrn Burda, Berlin W., Bandlerstraße 25/26, einen früheren Werkmeister der Hulbeschen Fabrik, geliefert werden: Aufzeichnadel, Messer, Modellierreifen, Niederschlagelisen nebst ganz kleinem Hammer, vier Treibringe verschiedener Größe, Perlpunze, Sternpunze, Ahle zum Unterschneiden und einige Blechformen, welche dazu dienen, beim Zuhiehöhretreiben des Leders den Grund niederzubalsten. Für den Anfang thut man am besten (ebenfalls von Herrn Burda), für 1 Mark Abfallleder zu entnehmen; es finden sich recht hübsche Stüchlein darunter, aus denen sich schon größere Sachen schneiden lassen. Als Motive für den Lederchnitt eignen sich sowohl Blumen wie orientale Muster; darunter Wappen, Tiere, auch figürliche Darstellungen, welche letztere jedoch nur der künstlerisch Zeichnende wagen darf, da das Modellieren ein größeres Verständnis der Form erfordert, als es selbst die geübte Dilettantin besitzt. Zunächst rate ich zu Blumen und leichtem Ornament, wie die vorstehenden Muster es zeigen; schwierigeres Ornament erfordert größere Sicherheit in der Führung des Messers, und diese wird erst nach einiger Uebung erworben.

a. Aufzeichnen und Schneiden. Die Zeichnung wird auf

ein starkes Pauspapier übertragen und auf der vorher mit einem in Wasser getauchten Schwamme genähten Oberfläche des Leders vermittelst Reißnägeln befestigt. Man zieht nun, mit der Aufzeichnadel leicht drückend, die Umrisse nach, die dann auf dem Leder gut zu erkennen sind. Jetzt wird das Schneiden vorgenommen, welches einige Uebung nötig macht, ehe die gewünschte Gewandtheit erlangt wird; die Arbeitende muß mit dem Messer umgehen lernen, als wäre es der Bleistift, schnell das Leder wenden, um dasselbe, ohne es abzusetzen, in bogenförmigen Linien, genau die Zeichnung innehaltend, führen zu lernen. Das Messer muß durchaus senkrecht, nie schräg gehalten werden; es wird von dem Zeigefinger der flach ausgebreiteten linken Hand vorwärts geschoben, während Daumen und Zeigefinger der Rechten nur zum Halten desselben dienen. Das Leder muß zur Hälfte seiner Stärke durchgeschnitten werden, da ein zu tiefes Schneiden die Haltbarkeit und ein zu flaches das Ausdrucksvolle der Arbeit beeinträchtigt. Gerade Linien schneidet man am besten längs des Lineals.

b. Aufreißen und Zuhiehöhretreiben nach abermaligem Räffen des Leders (von beiden Seiten) ist die nächste Aufgabe. Ueberhaupt ist das gleichmäßige leichte Feuchthalten des Materials von Wichtigkeit und erleichtert die Arbeit. Das Aufreißen geschieht mit dem Modellierreifen, je nach Bedarf mit der spitzen oder breiten Seite, indem man dasselbe kraftvoll die Schnittlinien entlang führt; das öfters dabei entstehende Krauswerden der Ränder wird mit der Fläche des Modellierreifes geglättet. Eine bestimmte Anweisung darüber, welche Art der

c. Modellieren verleiht der Arbeit den plastischen Ausdruck in ähnlicher Weise, wie Schatten- und Lichtverteilung der Malerei. Weil das in die Höhe getriebene Leder keine Festigkeit hat, ist ein Ausfüllen der Rückseite desselben nötig, was durch ein Gemisch von einem Löffel Roggenmehl, einem Löffel Kleie (mit sehr wenig Wasser zu festem Teig verknetet) geschieht; über die so gefüllte Stelle klebt man der Sauberkeit halber ein Stüchlein Seidenpapier und hütet sich wohl, den Teig über die Ränder treten zu lassen. Das Einschneiden von Andern beim Blumenornament nimmt man erst vor, nachdem das Ausfüllen beendet ist; durch Eindrücker mit dem Modellierreifen und durch Blättern der Ränder giebt man der Arbeit die gefällige plastische Gestaltung. Stellen, welche ganz besonders hervortreten sollen, z. B. Uebersehneidungen bei größeren Ornamenten, werden mit der Ahle unterschritten, dann wird die darunter liegende Form scharf niedergedrückt. Ist ein zu großes Loch durch das Unterschneiden entstanden, so füllt man es mit einer Mischung von geschabtem Leder mit etwas in Wasser gelöster Wiener Pappe, welche bei jedem Schuhmacher zu haben ist.

d. Punzen ist die gleichmäßige Musterrung des Grundes. Das macht sich besonders bei ganz kleinen Zwischenräumen hübsch, wenn man mit der Aufzeichnadel willkürlich den Grund mit ganz dicht gestochenen kleinen Löchern füllt, gleichviel, ob dasselbe Loch so und so oft getroffen wird; denn erst durch dieses Verfahren tritt das Muster deutlich hervor. Ein mit der Perlpunze geschlagener Grund ist reizend, erfordert jedoch etwas Geduld. Man leimt zu dem Zwecke das Leder auf eine Steinplatte (in Ermangelung geht es auch mit einer solchen von hartem Holz) und bezeichnet erst durch mattes Aufschlagen der Punze die Stelle der in regelmäßigen Reihen anzubringenden Perlen. Sodann wird durch festes Schlagen die Punze völlig herausgebracht. Die Sternpunze darf nicht zu stark eingeschlagen werden; sie kann

als Einfassung an einzelnstehender Verzierung oder als Grundmuster in der Art angewandt werden, daß das nächste Sternchen über die zweite Hälfte des vorher geschlagenen gelegt wird, wodurch eine eigentümliche und sehr hübsche Musterrung des Grundes bewirkt wird.

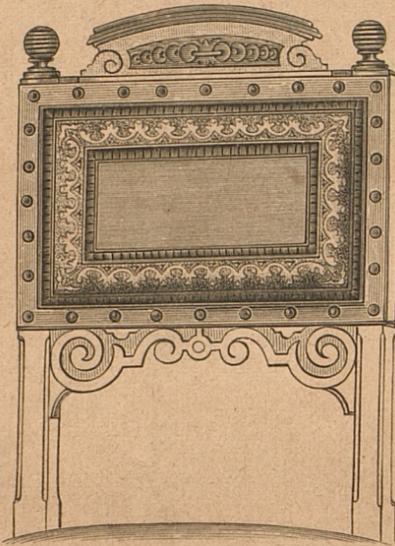
e. Lackieren und Färben. Nach Beendigung des Punzens überzieht man die Ornamente, welche die ursprüngliche Lederfarbe behalten sollen, mit Spirituslack, der dann keine Farbe annimmt. Das Färben geschieht entweder durch eine Lösung von Pottasche oder noch besser durch mit Wasser verdünnten Aeskali (ein Gift, bei dessen Gebrauch Vorsicht zu beobachten ist, da Spritzflecke Löcher in Stoffen zur Folge haben). Mit diesem wird ein Schwamm gefüllt und sehr schnell in kreisrunder Bewegung über das Leder geführt, um ein Fleckigwerden zu vermeiden; dann drückt man den Schwamm aus und überwischt nochmals die Arbeit, um etwaiges Zubiel der Feuchtigkeit aufzunehmen. Ein hierzu benutzter Schwamm darf nie zu anderem Zwecke gebraucht werden, da er stets abfärben würde. Sobald das Leder wieder ganz getrocknet ist, muß nachgearbeitet werden, sowohl durch Nachziehen der Linien, Ergänzen des Modellierens, wie wiederholtes Einschlagen der mitunter stark zurücktretenden Punzen.

Die beigelegten Muster zeigen:
1. Eine zum Stuhlüberzug oder Kissen passende Zeichnung; das Ornament ist breit aufgerissen, doch ganz flach gehalten; die Zwischenräume desselben sind mit der Aufzeichnadel gepunzt, der breite Rand hinter den Einfassungslinien mit der Perlpunze; die Mitte bleibt glatt.
2. Eine Randbordüre zu gleichem Zweck; auch sehr hübsch zu verwenden für Leinen der für Speisezimmer bestimmten Stühle, deren Sitze mit glattem Leder überzogen werden. Das Ornament bleibt auch hier flach, wird vielleicht nur oben etwas herausgestrichen und erhält den Ausdruck zumeist durch das sehr dichte Punzen des Grundes (mit der Punktirnadel).
3. Arbeitstasche mit Eichenlaub, welches halb erhaben sein soll. Die Vorte ist nur geschnitten, nicht breit gerissen.
4. Handschuhbehälter mit plastisch hervortretenden Formen, die in den runden Blumen und den Blättern sorgfältig modelliert sind; der Zweig mit lanzettförmigen Blättern ist nur geschnitten und aufgerissen, bleibt sonst völlig flach.

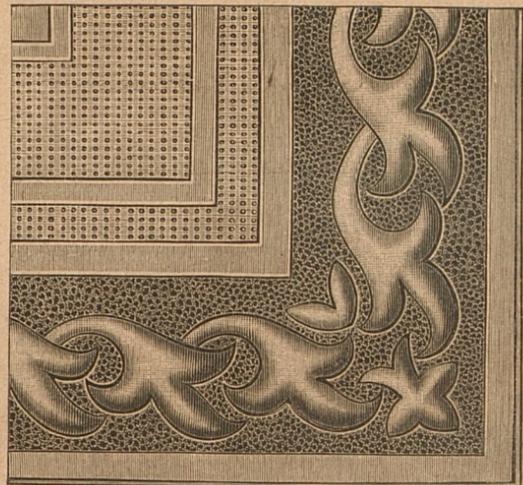
A. Brodmann.



3.



1.



2.



4.

Muster stark und welche wenig plastisch zu arbeiten sind, läßt sich nicht geben, da jeder nach eigenem Geschmack und individuellem künstlerischem Gefühl zu verfahren hat. Nur so viel: unästhetisch wäre es, wollten wir z. B. den Sitz eines Stuhles mit plastisch modelliertem Leder bedecken; hier paßt entweder ein ganz flach gehaltenes Muster, eine schmale, ringsum laufende Borde oder ein glatter Sitz zu einer gemusterten Rücklehne. Diejenigen Stellen der Zeichnung, welche hervortreten sollen, werden nach dem Anschauen des Leders von der Rückseite kräftig mit dem Modellierreifen gestrichen, was ein Ausdehnen und buckelförmiges Hervortreten des durch die Feuchtigkeit weicher gemachten Materials ermöglicht. Um nun die Zwischenräume flach zu erhalten, hält man passende Blechformen während des Streichens auf denselben fest. Ornamente mit runden Linien, und solche, welche recht groß sind, werden durch die Treibringe herausgebracht, wobei man in folgender Weise verfährt: das Leder wird wieder von beiden Seiten angefeuchtet, die Ringe werden mit der schmalen Kante auf der Vorderseite des Leders gegen die herausarbeitende Stelle gelegt und nun von der Rückseite mit Hammer und Niederschlagelisen durch mähtiges Schlagen herausgetrieben, wodurch die Ringe weiter gerückt und dabei entstehende Unregelmäßigkeiten mit dem Modellierreifen ausgeglichen werden können.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. M. O. in B. Gegen Frostballen, sofern dieselben nicht offen sind, empfiehlt sich die tägliche Beweinselung derselben mit Jod-Kolloidum, welchem einige Tropfen Ricinusöl zugelegt sind. G. N. in B. und G. B. in A. Um die Hände weich und geschmeidig zu machen, empfehlen sich tägliche Bäderungen mit Vanilimilch. A. K. in W. Waschen Sie das Haar mit einer Lösung von Borax in weichem Wasser (so viel sich darin lösen will), darauf in reinem Wasser und sorgen Sie für zeitweise Einseifung mit einer milden Pomade. — Versuchen Sie die aus unecht rot gefärbter Baumwolle beim Waschen der Dede in das Weiß übergetretene Farbe durch starken Spiritus, vermischt mit etwas starkem Essig, fortzubringen. Die Stellen mit den Flecken sind in eine solche Mischung einzulegen, mit Wasser nachzuspülen.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. J. B. in Jaffa. Lavastücke (Höllenstein) entfernt man aus Zeug allein mit Quantallösung vollständig. Wegen der außerordentlichen Giftigkeit dieses Mittels ist jedoch höchste Vorsicht zu beobachten. Bei Verfärbungen kann nur anbanerendes kräftiges Weiben mit Terpentinöl zum Ziele führen.

Kr. F. in W. Ihre Fragen, betreffend die chemische Reinigung und das Auffärben, finden Sie beantwortet in dem Buche des praktischen Färbereimeisters L. Zan, betitelt: „Praktischer Unterricht in der heutigen Färbereifärberei, Lappenfärberei und chemischer und Nachwäscherei.“ (Erschienen in A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig).

C. in St. Das Aufwischen von Möbeln können Sie sehr leicht selbst vornehmen. Kaufen Sie sich zu diesem Zweck flüssiges Möbelwachs (eine Auflösung von Wachs in Terpentinöl). Die Gebrauchsanweisung pflegt sich auf dem Flascheneffekt zu befinden.

Margaretha F. in T. Wasche die Zeuchentinte für Militärwäsche, rot sowohl wie schwarz, fertigt Dr. Jacobsens Fabrik, Berlin N., Sellenstraße 33.

R. K. H. in W. Gegenstände aus gelbgewordenem Eisenblech reibt man, indem man sie zunächst gehörig mit Sodawasser entfettet und dann in eine Lösung von Wasserstoffsuperoxyd, dem ein paar Tropfen Salznäsigkeit zugelegt werden, legt, wodurch sie gebleicht werden.

H. L. in St. F. Der durch Abmähung glänzend gewordene Stoff läßt sich nicht völlig „wieder wie neu“ reinigen. Man mildert den Glanz, indem man die betreffenden Stellen erst durch Abreiben mit Benzol von Fett befreit, dann ein gut ausgerinigtes, doppelt zusammengelegtes, weiches, leinernes Tuch darüber breitet und darauf mit recht heißem Eisen plättet.

Verschiedenes. Gräfin v. P. in K. In Frankreich, England, Rußland und der Schweiz haben die Frauen bereits vor Jahren das Recht der Zulassung zum Studium der Medizin erhalten. In Italien soll demnächst ein Mädchen-Gymnasium errichtet werden. Und in Spanien wird jetzt ein Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Besuch aller Staatschulen und der Universitäten postuliert.

H. L. in Zürich. Ein solches Blatt kennen wir nicht. Fr. in F. (München). Zur Zeit leider nicht zu verwenden. D. v. L. in Hannover. — G. B. in Leipzig. Anastatica hiero-

chontica, irrthümlich „Rose von Jericho“ genannt, ist weder eine Rose, noch wächst sie bei Jericho. Die zur Familie der Kreuzblütler (Kreuziferen, Linie, 15. Kl., 2. Ordn.) gehörige einjährige, niedrige Pflanze mit langgestielten, länglichen oder eiförmigen Blättern, weichen oder rötlichen Blüten und bauchigen zweifamigen Schötchen wächst in den Sandwüsten Arabiens, auch in Aegypten und Syrien und rollt sich nach dem Abblühen zu einer kugelförmigen, bräunlichen Masse zusammen, die, ins Wasser geworfen, wieder aufquillt und sich von neuem entfaltet. Wegen dieser ganz natürlichen Erscheinung wurden der Pflanze viele Fabeln nachgelegt; abergläubische Mönche meinten, das Wiederabblühen werde durch die Wunderkraft der heiligen Stätten bewirkt. Pilger erzählten, die Pflanze blühe stets in der Christnacht von selbst wieder auf, und ebenso spielte die Pflanze in der mittelalterlichen Heilkunde und Wahrsagekunst eine wichtige Rolle. Namentlich wurde aus dem „Wiederabblühen“ eine Familienvermehrung prophezeit, wie es ja heute noch in Pöschlavino geschieht, wo man die „Weihnachtsrose“ in der Christnacht feierlich ins Wasser legt und dann das Aufblühen der Pflanze mit Zubelliebden begrüßt. Es ist übrigens viel wahrscheinlicher, daß man unter der „Rose von Jericho“ der Kreuzfahrer nicht Anastatica, sondern die sogenannte Mönchsblume „Asteriscus“ zu verstehen hat, die hauptsächlich in Palästina wächst, nach dem Absterben ihre Blütenköpfe gleichfalls je nach dem Schwanken des Feuchtigkeitsgehalts rasch öffnet oder schließt und die auch in dem Wappen mehrerer französischer Adelsfamilien als Jerichoroze dargestellt ist.

A. M. und K. F. in Kiel. Große, schlanke, graziose Damen sind eben die Bevorzugten, sie können alles tragen. Damen, die über die Augenblüte hinaus sind und sich nicht sehr gut tonfärbend haben, müssen bezüglich der Kleiderfarbe recht vorsichtig sein, sie wählen besser tollbare Stoffe und einfache Machart, als umgekehrt einfache Stoffe und brumtenden Besatz.